

GEORG SCHOTT

AM ANFANG  
WAR  
DER GEDANKE

Der Schlüssel zum Johannes-Prolog



SILBERBURG-VERLAG, WERNER JACKH, STUTTGART

GEORG SCHOTT  
AM ANFANG WAR DER GEDANKE

Über den einleitenden Worten des Johannesevangeliums, dem sog. „Prolog“, schwebt ein Geheimnis, das seit Jahrhunderten als Forschungsprojekt von Theologen und Philosophen galt. Die Fragen nach dem Menschen und seiner Bestimmung sind die Grundgedanken eines der gewaltigsten Dokumente der Geistesgeschichte, die besonders heute, je nach dem Standpunkt jedes Einzelnen, ihre verschiedene Beantwortung finden.

Es ist deshalb kein Zufall und wird dem Verlangen vieler suchender Menschen entsprechen, wenn die hier vorliegende Auslegung des Johannes-Prologs in einem Augenblick erscheint, in dem der Glaube an die Menschenwürde einer höchsten

*Fröhe Ostern!*

*K. v. E. Marx.*

*29. III. 85*

GEORG SCHOTT

AM ANFANG WAR DER GEDANKE

*Der Schlüssel zum Johannes-Prolog*



SILBERBURG-VERLAG, WERNER JACKH, STUTTGART

»Mich drängts, den Grundtext aufzuschlagen,  
Mit redlichem Gefühl einmal  
Das heilige Original  
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen«.

Goethe

Über den einleitenden Worten des Johannes-Evangeliums, dem sogenannten *Prolog*, der die Verse 1—18 des ersten Kapitels umfaßt, schwebt ein Geheimnis. Wer ehrlich ist, muß gestehen, daß ihm bei dem Versuch, mit den bisher vorliegenden Lesarten des Grundtextes auszukommen, der Sinn der Rede, ja schon des ersten Satzes in Dunkelheit gehüllt ist. Und es verrät nicht Mangel an Ehrfurcht, sondern nur Verwunderung, wenn dem redlichen Sucher nach Wahrheit immer wieder die Frage aufsteigt: wie kann dem „Wort“ ein Inhalt von so gewaltiger Tiefe innewohnen, daß es zum Ausgangspunkt einer religionsphilosophischen Abhandlung wie des Johannes-Prologs wurde?

Dem Leser, der sich eingehender mit dieser Frage befaßt hat, braucht kaum erst gesagt zu werden, daß man in gelehrten Kreisen zur Deutung des grundlegenden Begriffs des Prologs — das ist das Wort *Logos* — die Systeme der griechischen und alexandrinischen Philosophie herangezogen hat. Nun steht außer Zweifel, daß diese Philosophien am Ausbau der späteren Kirchenlehre hervorragenden Anteil gehabt haben. Die in Jesus Christus erschienene Wahrheit wurde im Laufe der Jahrhunderte in ein Lehrsystem umgebildet, in dessen Christologie die griechischen und philonischen Logos-Speku-

TH07



1988. 3405

(B 5568)

lationen breiten Raum einnahmen. Harnack stellt in seiner Dogmengeschichte fest, daß die hellenischen Vorstellungen, vermischt mit philonischem, also jüdischem Gedankengut so verbreitet waren, daß auch die bedeutendsten christlichen Lehrer sie übernahmen.

Dies alles gilt mit Bezug auf das in den ersten Jahrhunderten entstandene christologische Dogma. Daß auf die Ausbildung dieses Dogmas die genannten philosophischen Systeme entscheidenden Einfluß gehabt haben, ist unbestreitbar. Eine andere Frage ist, ob auch der Logosbegriff von Joh. 1,1 die Spekulation jener philosophischen Systeme zur Voraussetzung habe: ob also mit anderen Worten gleich zu Beginn des Prologs bei dem Logos an ein personifiziertes himmlisches Wesen, an den präexistenten Christus gedacht sei. Eine allgemein verbreitete Annahme, an deren Fragwürdigkeit alle bisherigen Deutungen des Textes gelitten haben.

Wie aber, wenn dem geheimnisvoll anmutenden Sinn des Logos, wie er uns im Prolog entgegentritt, eine Deutung zu Hilfe käme, die ebenso inhaltsvoll als einleuchtend ist? Die vor allem den Vorzug hat, daß sie nicht nur den Erwartungen des Gelehrten genügen dürfte, falls er, um mit Schiller zu sprechen, „philosophischer Kopf“ ist, vielmehr auch vom gesunden Denken des lebhaft interessierten Laien sehr wohl aufgenommen und verstanden werden kann.

Dieser Auffassung des heißumstrittenen Logos-Begriffs soll hier das Wort gesprochen werden. Sie setzt einen Leser voraus, der, weder in religiösem noch in wissenschaftlichem Dogmatismus festgefahren, sich unbefangenen Sinn genug bewahrt hat, um einer neuen, ihm bisher noch nicht vorgekommenen Idee frei ins Auge zu schauen.

Zu einer Verständigung über alles weitere sei in Kürze gesagt: die vorliegende Schrift ist das Ergebnis eingehender

Studien eines gründlichen Kenners der alten, hier einschlägigen Sprachen, dem die Erforschung des Johannes-Prologs das Anliegen seines Lebens geworden ist. Die Arbeit in der jetzt abgeschlossenen Fassung ist eine in knappster Form gehaltene allgemein-verständliche Darlegung von Erkenntnissen, die, in voller Ausführlichkeit wiedergegeben, ein Werk von ansehnlichem Umfang ergeben würden. Welche Vorarbeiten bis zur endgültigen Festlegung der neuen Übersetzung von ganzen achtzehn Versen des Johannes-Evangeliums erforderlich waren, das kann nur beurteilen, wer wie ich Gelegenheit hatte, an dem Schaffen des inzwischen verschollenen Professors Karl Dworski teilzunehmen.

Ich habe Grund zu der Annahme, daß es im Sinn meines Freundes ist, wenn ich hiemit unser gemeinsames Lebenswerk der Öffentlichkeit übergebe. Dazu fühle ich die Berechtigung, weil ich mich als seinen Mitarbeiter bezeichnen darf, der zum Zustandekommen des gesamten Werkes seinen redlichen Beitrag geleistet hat.

Bleibe höchstens noch die Frage zu erörtern, mit welchem Recht die Arbeit hier unter meinem Namen erscheint.

Es wäre unzureichend, dies damit zu begründen, daß die vorliegende Fassung des Werkes ausschließlich aus meiner Feder stammt. Ich muß zum mindesten hinzufügen, daß diese Verdeutschung nicht die Aufgabe meines Freundes sein konnte. Aus dem einfachen Grund, weil ihm, wie er mir selbst in freimütiger Weise bekannte, die Sprache dazu nicht gegeben war. Das möge beileibe nicht als Schmälerung seines einzigartigen Verdienstes verstanden werden. Der Fall liegt jedoch so. Dworski ist oder war in erster Linie Sprachwissenschaftler und hat seine Forschungsergebnisse vor Jahren auch selbst herausgegeben; es muß aber um der Wahrheit willen hinzugefügt werden, in einer Sprache, bei der es selbst einem

gebildeten Laien unmöglich gewesen wäre, ihm auch nur über die ersten Seiten hinweg zu folgen. Diese Veröffentlichung war ausschließlich für Kenner der griechischen und hebräischen Sprache berechnet und mit einer solchen Fülle von Wissensstoff befrachtet, daß einem wenn auch noch so begabten und interessierten Leser, der die erforderlichen Voraussetzungen dazu nicht mitbrachte, nach kurzer Zeit schon der Atem ausgehen mußte. Hier versuchte denn ich in die Lücke zu treten und den Inhalt in eine Sprache zu gießen, die meinem Freund vorenthalten blieb.

Doch um zum Ausgangsgedanken zurückzukehren: Kopf und Herz hatten sich in unserem Fall gefunden und waren eine Verbindung eingegangen, wie sie für uns nicht erfreulicher zu denken war. Den entscheidenden Anstoß zum Ganzen hatte der Freund gegeben. *K a r l D w o r s k i* hat als geistiger Urheber der hier zu Tage geförderten Idee zu gelten. In mir erkannte er den ihm vom Schicksal zugeteilten Gefährten, der Jahrzehnte hindurch die Wege seines Denkens mitgemacht, mit dem in Oberschlesien beheimateten Forscher immer wieder eingehende, Tage und Nächte währende Besprechungen gehabt und einen umfangreichen Briefwechsel gepflogen hat, der auch nicht eine der geringfügigsten, den Prolog betreffenden Fragen unberücksichtigt ließ.

Die Erforschung des Prologs war für Dworski übrigens nicht Selbstzweck. Er erkannte sehr bald schon, daß sich mit einem tieferen Eindringen in diese Ideenwelt zugleich der Zugang zu zahlreichen, bisher noch dunklen Stellen des Neuen wie des Alten Testaments erschließt. Wer die nachfolgenden Blätter mit Aufmerksamkeit liest und sich in ihren Inhalt vertieft, der wird zuerst vorsichtig tastend, aber mit der Zeit immer sicherer die Anwendung der gewonnenen Erkenntnisse auf weitere Stücke der alten Urkunden von selbst vollziehen können.

Die Einleitung zum Johannes-Evangelium beschäftigt sich, wie die nachfolgenden Ausführungen zeigen wollen, mit der Frage: *W a s i s t d e r M e n s c h ? W a s i s t s e i n e B e - s t i m m u n g ?* Darauf will der Prolog eine Antwort erteilen, die den Leser nur solange im Unklaren läßt, bis das Wort Logos alles Befremdliche verloren hat und zu einem eindeutigen Begriff geworden ist, dessen Richtigkeit auch sprachwissenschaftlich einwandfrei feststeht. Von da an lösen sich die Schwierigkeiten des Textes, eine um die andere, bis zuletzt ein Sinn des Ganzen sich ergibt, der im Blick auf die Frage Mensch und Gott völlig neue Perspektiven eröffnet.

Wenn die hier vorgetragene Auslegung des Prologs allen Ernstes den Anspruch erhebt, ein Jahrhunderte altes Forschungsprojekt von Theologen und Philosophen seiner endgültigen Klärung zugeführt zu haben, so soll doch nicht verschwiegen werden, daß sich schon Luther in einer Predigt vom Jahre 1538 über Joh. 1,1 der im Folgenden dargebotenen Auffassung des Logos angenähert hatte. Die Grundgedanken seiner dortigen Ausführungen seien hier zusammenfassend wiedergegeben:

Es gehört durchaus nicht zum Wesen des Wortes, daß aus dem Munde dessen, der es spricht, ein hörbarer Laut kommt. Alles kann sich im Innern abspielen, wie das in Selbstgesprächen häufig der Fall ist. Davon geht Luther aus, wenn er feststellt: „Ein Wort heißt nicht allein das, was der Mund redet, sondern vielmehr der *G e d a n k e* im Herzen, ohne welchen das äußere Wort nicht geredet wird, oder, wird es geredet, so gilt's nicht. Denn wenn Mund und Herz zusammenstimmt, alsdann gilt das äußere Wort etwas, sonst ist's nichts wert. Also hat Gott auch in Ewigkeit in seiner Majestät und göttlichem Wesen ein Wort, Rede, Gespräch oder *G e d a n k e n* in seinem göttlichen Herzen mit sich selber, allen Engeln und

Menschen unbekannt, das heißt sein Wort, das von Ewigkeit her in seinem väterlichen Herzen inwendig war, dadurch Gott beschlossen hat, Himmel und Erde zu schaffen“.

Wort und Gedanke können also nach Luther geradezu als gleichbedeutende Begriffe verstanden werden. Man denke an einen Künstler, der mit sich zu Rate geht, bevor er an die Ausführung seines Werkes schreitet. Am Anfang seines Schaffens steht auf jedenfall der Logos, das nach innen gesprochene Wort oder der **G e d a n k e**.

Es empfiehlt sich, die Ausführungen Luthers mehrmals und mit Bedacht zu lesen. Die darin vollzogene Gleichsetzung von Wort und Gedanke war mir überaus bedeutungsvoll. Ich darf aber bemerken, daß mir jene Stelle aus Luthers Werken erst zu Gesicht kam, als unsere Übersetzung des Prologs längst abgeschlossen war.

Ganz ähnlich verhält es sich mit einem Fall aus bedeutend jüngerer Zeit, der mir förmlich zu einer schicksalhaften Bestätigung dafür wurde, daß wir den Begriff des Logos bei Johannes richtig erfaßt hatten, daß wir mit anderen Worten der **U r b e d e u t u n g** von Joh. 1,1 auf die Spur gekommen waren.

Im Frühjahr 1953 lernte ich das vor hundert Jahren erschienene Werk „Philosophie der Geschichte“ von **L a s a u l x** kennen und war nicht wenig überrascht, darin Sätze zu entdecken wie die folgenden: „Jedes Wort, gedacht oder gesprochen, ist die Geburt eines im Dunkel gezeugten, nun erst ans Licht geborenen Gedankens . . . Erkennen und Denken, Gedanke und Wort werden zugleich in der Seele geboren; Vernunft und Sprache bezeichnen darum die Griechen durch das eine Wort Logos . . . **D e r G e d a n k e i s t d e r A n f a n g a l l e r E n t w i c k l u n g**“. Welchen Eindruck diese Worte bei mir hinterlassen mußten, wird mir der Leser frei-

lich erst in vollem Ausmaß nachempfinden können, wenn er die vorliegende Arbeit zu Ende gelesen hat. Gleichwohl hielt ich es für richtig, schon an dieser Stelle, dem Kommenden vorgehend, von meinem Fund zu sprechen, weil dadurch die Ideenwelt, der wir zusteuern, aufs beste angebahnt und vorbereitet wird.

Jetzt nur noch ein kurzes Wort zur Zerstreung einer immerhin möglichen Besorgnis, sofern die Übersetzung des Wortes Logos mit „Gedanke“ zu der Vermutung Anlaß geben könnte, daß damit aus einer Wahrheit von Geist und Leben ein abstrakter Begriff gemacht werde.

Zu dieser Befürchtung ist kein Grund gegeben. Wird doch, was man nie aus dem Auge verlieren möge, der Gedanke im folgenden stets verstanden als der Schöpfungsgedanke, als das „Ewig-wirkende“, dem von Urbeginn an alles, was und wie es geworden ist, sein Entstehen verdankt. Kann es eine lebensvollere Idee geben als diese! „Was fruchtbar ist, allein ist wahr“, sagt der Dichter. Kann es Fruchtbareres geben als ein **D e n k e n i m S c h ö p f u n g s g e d a n k e n**? Ein einfaches Besinnen auf die Frage schließt die Antwort bereits in sich.

Es folgt nunmehr der griechische Urtext des Prologs, seine wörtliche Übersetzung und eine eingehende sinngemäße Erläuterung seines Inhalts.

(nach Tischendorf)

- 1 Ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος, καὶ ὁ λόγος ἦν πρὸς τὸν θεόν, καὶ θεὸς  
2 ἦν ὁ λόγος. οὗτος ἦν ἐν ἀρχῇ πρὸς τὸν θεόν. πάντα δι' αὐτοῦ ἐγένε-  
3 νετο, καὶ χωρὶς αὐτοῦ ἐγένετο οὐδὲ ἓν ἃ γέγονεν. ἐν αὐτῷ ζωὴ ἐστίν,  
4 καὶ ἡ ζωὴ ἦν τὸ φῶς τῶν ἀνθρώπων. καὶ τὸ φῶς ἐν τῇ σκοτίᾳ  
5 φαίνει, καὶ ἡ σκοτία αὐτὸ οὐ κατέλαβεν.  
6 Ἐγένετο ἄνθρωπος, ἀπεσταλμένος παρὰ θεοῦ, ὄνομα αὐτῷ Ἰωάν-  
7 νης· οὗτος ἦλθεν εἰς μαρτυρίαν, ἵνα μαρτυρήσῃ περὶ τοῦ φωτός,  
8 ἵνα πάντες πιστεύσωσιν δι' αὐτοῦ. οὐκ ἦν ἐκεῖνος τὸ φῶς, ἀλλ' ἵνα  
9 μαρτυρήσῃ περὶ τοῦ φωτός. ἦν τὸ φῶς τὸ ἀληθινόν, ὃ φωτίζει  
10 πάντα ἄνθρωπον, ἐρχόμενον εἰς τὸν κόσμον.  
11 Ἐν τῷ κόσμῳ ἦν, καὶ ὁ κόσμος δι' αὐτοῦ ἐγένετο, καὶ ὁ κόσμος  
12 αὐτὸν οὐκ ἔγνω. εἰς τὰ ἴδια ἦλθεν, καὶ οἱ ἴδιοι αὐτὸν οὐ παρέλαβον.  
13 ὅσοι δὲ ἔλαβον αὐτόν, ἔδωκεν αὐτοῖς ἐξουσίαν τέκνα θεοῦ γενέσθαι,  
14 τοῖς πιστεύουσιν εἰς τὸ ὄνομα αὐτοῦ, οἳ οὐκ ἐξ αἱμάτων οὐδὲ ἐκ θε-  
15 λήματος σαρκὸς οὐδὲ ἐκ θελήματος ἀνδρὸς ἀλλ' ἐκ θεοῦ ἐγεννή-  
16 θησαν.  
17 Καὶ ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο καὶ ἐσκήνωσεν ἐν ἡμῖν, καὶ ἐθεασάμεθα  
18 τὴν δόξαν αὐτοῦ δόξαν ὡς μονογενοῦς παρὰ πατρός, πλήρης χάριτος  
καὶ ἀληθείας. Ἰωάννης μαρτυρεῖ περὶ αὐτοῦ καὶ κέκραγεν λέγων·  
οὗτος ἦν ὃν εἶπον· ὁ ὀπίσω μου ἐρχόμενος ἔμπροσθέν μου γέγονεν,  
ὅτι πρῶτός μου ἦν.  
Ἔτι ἐκ τοῦ πληρώματος αὐτοῦ ἡμεῖς πάντες ἐλάβομεν, καὶ χάριν  
ἀντὶ χάριτος· ὅτι ὁ νόμος διὰ Μωϋσέως ἐδόθη, ἡ χάρις καὶ ἡ ἀλή-  
θεια διὰ Ἰησοῦ Χριστοῦ ἐγένετο.  
Θεὸν οὐδεὶς ἑώρακεν πώποτε· ὁ μονογενὴς υἱὸς ὁ ὢν εἰς τὸν  
κόλπον τοῦ πατρὸς, ἐκεῖνος ἐξηγήσατο.

- 1 Am Anfang war der Gedanke, und der Gedanke war bei  
2 3 Gott, und „ein Gott“ — das war der Gedanke. Dieser war am  
Anfang bei Gott. Alles ward durch ihn, das heißt, ohne ihn  
4 ward auch nicht eines, was es geworden ist. In ihm ist Leben,  
5 und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht  
leuchtet in der Finsternis, aber die Finsternis nahm es nicht  
auf.  
6 7 Es war ein Mensch von Gott gesandt, mit Namen Johannes.  
Dieser kam als Zeuge: um zu zeugen von dem Licht, damit  
8 dadurch alle gewiß werden sollten. Er war nicht selber das  
9 Licht, sondern sollte zeugen von dem Licht. Das zuverlässige  
Licht, das jeden Menschen erleuchtet, kam nämlich gerade in  
die Welt.  
10 Er — der Gedanke — war in der Welt, die Welt ward ja  
11 durch ihn, aber die Welt erfaßte ihn nicht. Zu den Besonder-  
12 heiten gelangte er, und selbst die Besonderen nahmen ihn  
nicht an. Wieviele freilich ihn erlangten, er ermöglichte ihnen,  
13 göttliche Wesen zu werden, wenn sie an seine Namhaftig-  
keit glaubten: solche, die nicht durch Geblüt und nicht durch  
Fleischesbegehrt, noch durch Mannesbegehrt, sondern durch  
Gott erzeugt waren.  
14 Da ward der Gedanke Fleisch und weilte unter uns, und  
wir schauten seinen Reichtum, einen Reichtum wie den eines  
15 Einigen von einem Vater — voll wahrer Gnade. Johannes  
zeugt von ihm und rief laut also: „Das war er, von dem ich  
sagte: der nach mir Kommende ist vor mir geworden; denn  
er war früher als ich“.

- 16 Ja, durch seine Erfüllung nahmen wir alle, und zwar Gnade  
17 anstatt „Gnade“. Denn das Gesetz wurde durch Moses gegeben; die wahre Gnade wurde durch Jesus, einen Gesalbten, Wirklichkeit.  
18 Einen „Gott“ hat keiner jemals gesehen; der einzige Sohn, der in den Schoß des Vaters hinein ist, ging den Weg voran.

*»Hoch über der Zeit und dem Raume webt  
Lebendig der höchste Gedanke.«*

*Schiller*

### *Der Sinn des Prologes*

Daß die hier gebotene Übersetzung des Prologs aus dem griechischen Urtext bereits hinreichende Klarheit über seinen Inhalt gebracht habe, ist nicht wohl anzunehmen. Vielleicht wird der Leser statt der erhofften Lösungen vielmehr abermals Schwierigkeiten entdecken, die ihm womöglich noch mehr Kopfzerbrechen machen, als die bisherige Verdeutschung. Fragen wie diese: „Worin besteht denn nun eigentlich das entscheidend Neue, von dem in den Einführungsworten so verheißungsvoll die Rede war? Was soll auf einmal „ein Gott“ als Inhalt des Gedankens? Ist überhaupt der Gedanke ein lebendiges, selbsttätiges Wesen oder nur Umschreibung für ein mysteriöses, nicht näher zu erklärendes Etwas? Welche Bedeutung kommt nach dieser Auffassung Jesu Christo zu? Ist er Gott oder ist er Mensch? Oder beides? Soll die Bezeichnung von Jesus als Sohn Gottes dadurch bestätigt oder entkräftet werden“?

Auf solche und ähnliche Fragen wollen wir jetzt näher eingehen.

Die Schwierigkeiten beginnen, wie ich aus Erfahrung weiß, für manchen schon beim ersten Wort „am Anfang“. Man gab mir darauf zu verstehen: „Auch die neue Lesart geht also

allem Anschein nach von einem einmaligen Schöpfungspunkt aus, nach welchem die Welt eines schönen Tages aus dem Nichts entstanden zu denken wäre. Diese Vorstellung mag dem frühesten Kindesalter zur Not zugebilligt werden, dürfte aber dem herangereiften Menschen von heute schwerlich mehr zuzumuten sein“.

Dieser Einwand ist nicht von der Hand zu weisen. Man kann verstehen, daß den geistig fortgeschrittenen Menschen die Vorstellung von einem Anfang der Welt in jener kindlichen Form nicht mehr zu befriedigen vermag. Damit wäre noch nicht gesagt, daß er deshalb von vornherein mit den ersten Worten des Johannes-Evangeliums in Widerspruch geraten muß. Bedarf es doch kaum erst der Versicherung, daß im Prolog nicht eine Weltentstehungstheorie in gedrängter Kürze vorgetragen, sondern, wie an anderer Stelle von den letzten, so in diesem Fall von den ersten Dingen, über die kein Mensch Genaueres weiß und aussagen kann, in poetischer Sprache gesprochen wird. Wie etwa im Wessobrunner Gebet:

„Das hört' ich bei den Menschen am meisten bestaunen,  
Daß Erde nicht war noch Himmel,  
Noch Baum noch irgend ein Berg nicht war,  
Noch die Sonne nicht schien,  
Noch der Mond nicht leuchtete,  
Noch das berühmte Meer,  
Da noch nirgend nichts war an Enden und Wenden,  
Und da war der eine allmächtige Gott . . .“

So war es am Anfang, als Raum und Zeit noch nicht galten; als das All noch im Schoße der Ewigkeit ruhte.

Und von Ewigkeit bestand auch der Gedanke. —

Es muß gestattet sein, auf menschliche Weise von Gott und göttlichen Dingen zu reden. Es gibt keine andere Sprache als

diese. Auch wer sich darüber in sublimen Worten ergeht, unterscheidet sich zum Ende doch nur gradweise vom Stammeln des einfachen Volksmenschen über diese Fragen. „Wir krüppeln es nur von ferne“, wie der alte Matthias Claudius sagt. Man schließe auch nicht alsbald auf Mangel an Ehrfurcht, wenn sich die Rede von Gott, seinem Wollen und Tun zuweilen sehr menschlicher Bilder und Ausdrucksformen bedient. Es ist dann nur Notbehelf und geschieht allein, um das Unfaßliche einigermaßen faßlich zu machen. Dies vorausgesetzt sei folgendes der Erwägung anheimgestellt.

Ein allmächtiger Gott in ewiger, seliger Abgeschiedenheit, für sich allein, ein Ich ohne Du — welche Leere des Inhalts! Es ist gesagt „Gott ist Geist“. Was wäre ein Geist ohne Gemeinschaft des Geistes? Es ist auch gesagt „Gott ist die Liebe“. Was soll die Liebe ohne einen Gegenstand ihrer Liebe, an den sie sich verschenden kann? Nicht auszudenken! „Gott hat nicht einsam sein wollen“, schreibt Lasaulx, „darum schuf er auch den Menschen, damit einer da sei, der die Schönheit der Welt erkenne und sich mit ihm, dem Schöpfer, an der Schöpfung erfreue“. Eine Vorstellung, die sich übrigens nicht nur in christlicher, sondern schon in vorchristlicher Zeit und Weltanschauung findet. So bei Cicero, wenn er dem Gedanken Ausdruck gibt, „daß der Mensch geschaffen sei, die Welt zu bewundern und die himmlische Ordnung in seinem Leben nachzuahmen“. Oder bei Aristoteles, der davon überzeugt ist, „daß die gesamte Schöpfung um des Menschen willen ins Dasein gerufen sei“. Wem Gott nicht ein bloßes Wort, ein Verlegenheitsausdruck für das Nicht-Vorzustellende, im Grunde Nicht-Seiende, sondern der Inbegriff des Wirklichen, Ewig-Wirkenden ist, dem wird die Ahnung mehr und mehr zur Gewißheit: Gott kann nicht für sich sein. Auf sich allein beschränkt. Der bloße Gedanke der göttlichen Selbstgenügsam-

keit ohne Anruf und Wiederhall wird, je länger das Sinnen darauf verweilt, zur Unmöglichkeit, ja zum vollkommenen Widerspruch in sich selbst. Gott, also das Leben, ohne Auswirkung seiner schöpferischen Kraft — hier hebt die Sinnlosigkeit an.

Und siehe da, wo die zivilisierte Welt mit ihren Ausdrucksmöglichkeiten zu Ende ist, da kommt ihr die Sprache des archaischen Denkens zu Hilfe. Der Urlaut des Mythos. Und der Mythos sagt: „Gott sprach: lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei!“ Es ist das Ahnen einer abgründtiefen Wahrheit, was sich in diesen Worten ausspricht. Liebe kann nicht allein sein. Das Ich verlangt nach einem Du. Auch die göttliche Liebe verlangt danach. Gott trägt Sehnsucht nach Seinesgleichen.

Wie spricht der Dichter vom Ewigen, dem Göttlichen? „Es muß sich regen, schaffend handeln.“ Gott ist nicht anders als schaffend zu denken. Und dazu mußte auch ihm, dem „göttlichen Meistermann“, wie dem Künstler die Idee des zu Schaffenden vor Augen stehen. Der Gedanke mußte vorangehen. So versteht sich das „am Anfang war der Gedanke“. Die Planung, dessen, was da werden sollte. So trug sich auch bei Gott zu. Der Gedanke stand vor Gott, wohnte in ihm, beseelte ihn, wie einem menschlichen Vater der Gedanke an den Sohn und Erben zum Inhalt seiner Sehnsucht, seines Wollens und Handelns wird.

Hier angelangt möchte ich noch einmal zurückgreifen auf meine Ausführungen zu den ersten beiden Worten des Prologs „am Anfang“. Sie sind das Ergebnis reichlicher Überlegung, und es bleibt bei dem, was ich geschrieben habe. Diese Auffassung hat ihre volle Berechtigung. Ich darf aber hinzufügen, daß es *n o c h* einen Weg gibt, zu einem befriedigenden Ergebnis jener beiden Worte zu gelangen. Einen noch

weit einfacheren und gewiß nicht den schlechtesten. Man kann sich nämlich das Verständnis der Einleitung des Johannes-Evangeliums von vornherein regelrecht verbauen, wenn man gleich den allerersten Worten einen Sinn unterlegt, der als gesucht bezeichnet werden müßte. Es soll zunächst weiter nichts gesagt sein als dies: wenn und wo etwas geschaffen wird, was den Namen des Schaffens verdient, da muß zuerst der *G e d a n k e* vorhanden sein. Eine Idee dessen, was werden soll. Sonst wird nichts. Zuerst — damit ist das bezeichnende Wort gefallen. Man setze getrost anstatt der beiden Worte „am Anfang“ das unscheinbare Wörtlein „zuerst“ ein, und man kommt einer ureinfachen Wahrheit auf die Spur. Und mit einer solchen beginnt allen Ernstes das Johannes-Evangelium. Zuerst war der Gedanke da. Die Überlegung. Der Plan. Der Vorwurf, wie es in der Künstlersprache heißt. *E r m u ß t e* ja da sein, weil *o h n e* einen solchen überhaupt nichts zustande kommt.

Man wage es nur einmal, sich einzugestehen, daß auch große Denker und Gelehrte, soweit sie das Geheimnis des Johannes-Prologs zu ergründen suchten, sich den Zugang zu dieser Welt dadurch erschwerten, daß sie meinten, vom ersten Wort an Meerestiefen der Weisheit ergründen zu müssen. Nein, es geht ganz langsam ins tiefe Wasser hinein! Es beginnt mit einer Feststellung, die jeder Künstler, Handwerker, ja jeder irgendwie Schaffende wird bestätigen können: man muß erst einmal wissen, was man will. Zuerst muß ein Gedanke da sein!

Und nun weiter: was war der Inhalt des Schöpfergedankens? „Ein Gott — das war der Gedanke“. Ein Abbild und Gleichnis seiner selbst. Ein von göttlichem Geist durchdrungenes, gottgleiches Wesen. Wem diese Vorstellung Bedenken verursacht, dem kann zu seiner Beruhigung dienen, daß kein

geringerer als der Kirchenlehrer Gregor von Nazianz, genannt „d e r Theologe“, zu sagen wagte, es sei der Wille Gottes, „daß der Mensch als Sohn Gottes und Miterbe Christi gleichsam selbst ein Gott werde“. Und das ist aus den Reihen der Kirchenväter nur eine Stimme von nicht wenigen ähnlich- oder gleichlautenden. Es wird noch Gelegenheit sein, darauf zurückzukommen.

Damit dürfte zugleich auf die Frage, was denn hier der unbestimmte Artikel „ein Gott“ zu bedeuten habe, hinreichend Licht gefallen sein. Der gleichnishafte Charakter des Gedankens findet darin seinen Ausdruck. Gott ist das Ur-sein: d e r Gott. Der Mensch ist das Abbild: e i n Gott. Auch der Mensch ist seinem Ursprung nach ewig. Aber er ist nicht das Ur-Licht, sondern sein Widerschein, in dem das „Licht vom unerschöpften Lichte“ sichtbare Erscheinung gewinnt.

Der Gedanke als solcher ruft Schauern hervor, und „das Schauern ist der Menschheit bestes Teil“. Ihr Tiefstes wird damit angerührt. Ja wahrlich, Schauern ergreift den Menschen, wenn er sich die Bestimmung seines Daseins vergegenwärtigt. Und es ist sittliche Pflicht für ihn, der seltenen Stunde, in der ihm die Idee seiner selbst in ihrer ganzen Größe zu Bewußtsein kommt, nicht nur standzuhalten; er soll sie geradezu herbeirufen und durchkosten. Der Uradel seines Geschlechts, der sich von Gott selbst herleitet, wird ihm damit offenbar. Die Forderung, sich diesem Erlebnis zu stellen, kann nicht eindringlich genug erhoben werden. — Aber dieselbe Stunde verrät auch ihr anderes Gesicht. Sie wird zum tief demütigenden Erlebnis, wenn sie die Tragik des seinem Urgedanken untreu gewordenen, gefallen Menschen in ihrer ganzen Schwere erkennen läßt. In wie viel geistlichen Liedern des deutschen Psalters ist nicht im Laufe der Jahrhunderte diese erschütternde Tatsache zum Ausdruck gekommen! Die-

ses Verhängnis, das der Menschenseele tiefste Not in sich befaßt, ja den Inbegriff alles tragischen Geschehens ausmacht.

Allein die Gegenwart muß abermals klar und deutlich herausgestellt werden. Bei aller ergreifenden Tatsachensprache, die jene Dichter reden, wo sie die Schuld des Menschen, sein Versagen vor Gott und seinem heiligen Willen bekennen, geben sie doch oft genug einseitig der Klage Raum, wenn sie in immer neuen Worten und Bildern den Fall des Menschen betonen und darüber seiner unverrückbar feststehenden ewigen B e s t i m m u n g zum Höchsten zu wenig oder keine Erwähnung tun. Der Mensch — ein Gott in der I d e e : diese Wahrheit wird durch sein Schuldigwerden nicht aufgehoben. Mag er auch tausendmal entgleist und tief gesunken sein, es bleibt dabei:

„Merk, in der stillen Nacht wird Gott, ein Kind, geboren  
Und wiederum ersetzt, was Adam hat verloren.  
Wenn du wirst gänzlich still und dem Geschöpfe Nacht,  
So wird Gott in dir Mensch und alles wiederbracht.“

In diesem Zusammenhang sei eine kurze Abschweifung ins Philosophische erlaubt.

In der Sprache der Philosophie wird unterschieden zwischen dem empirischen und dem intelligiblen Sein oder Charakter des Menschen. Der empirische Charakter zeigt den Menschen als Fleisch vom Fleische, mit allen Bedingtheiten und Schwächen. Mit all seiner Schuld. Der intelligible Charakter meint den Menschen als gottgewollten Gedanken, herausgenommen aus seiner zeitlichen Verhaftung. Eine tief beruhigende, hilfreiche Idee. Das ist der Mensch, an den nicht nur er selber in der Stunde der Anfechtung, des Überwältigtseins von seiner Sünde und Schuld glauben darf und s o l l , um Gott nicht

zu kränken und zum Lügner zu machen. Es ist der „Gott im Menschen“, an den auch Gott der Vater glaubt und den er seiner Bestimmung zuführen wird, wenn die Zeit erfüllet ist, wofern ihm nur der Mensch nicht durch sein elendes Mißtrauen und Verzweifeln das Werk der „Vergottung“, wie der Verfasser der „Deutschen Theologie“ sagt, dauernd erschwert. Nicht nur der Mensch soll auf Gott bauen. Gott will auch auf den Menschen bauen. Will nicht von ihm lassen. Das gilt es einzusehen und festzuhalten.

Verrät nunmehr das Wort „und ein Gott — das war der Gedanke“ nicht einen ganz überraschenden, so noch nie gehörten Klang, der, wie eine Glocke die gleichgestimmte zum Mittönen bringt, dem kühnen Wort „wir sind Seines Geschlechts“ (Apostelgeschichte 17, 28) sein Geheimnis entlockt? Man prüfe unvoreingenommen und ziehe aus der gewonnenen Erkenntnis die entsprechenden Folgerungen! Sie werden in ihrer Tragweite erst in der Folge abzuschätzen sein.

Dieser Gedanke also war von Urbeginn, von Ewigkeit her bei Gott, und zwar als das schöpferische Prinzip aller Dinge. Als Leitmotiv allen und jeden Geschehens. Wie steht zu lesen: „alles ward durch ihn — den Gedanken — und ohne Beziehung zu ihm ward auch nicht eines, was es geworden ist“. Im gesamten Weltwerden besteht somit ein inniger Zusammenhang zwischen allen Erscheinungen. Was die Natur oder das Leben an Kreaturen hervorgebracht hat und noch hervorbringt, verdankt sein Entstehen *e i n e m* Werdeprinzip. Keine von den unermesslichen Werdestufen, in denen sich die Schöpfung abspielt, ist aus dem Gesamtgeschehen hinwegzudenken. Jede niedere Form bildet die Voraussetzung der höheren.

Dieser letztere Gedanke ist von großer Wichtigkeit. Unbeschadet der Tatsache, daß auch die niederen Formen im Ge-

samtverlauf des Werdens ihre unverzichtbare Bedeutung haben und nicht etwa als zweitrangig zu betrachten sind, verrät das Leben gleichwohl das unverkennbare Streben nach einer Höchstleistung, ähnlich wie die Pflanze in ihrem Sinnsproß die Tendenz zur Blüte als dem höchsten Erzeugnis ihres Drängens nach oben verrät.

Als diese Höchstleistung des Schöpfungsprozesses wäre alsdann zu verstehen: der Mensch. Und zwar nicht in dem unvollkommenen Zustand, den er, von seltenen Ausnahmen abgesehen, vorläufig noch zur Schau trägt, sondern als zukünftiges Wesen, das auf ein in weiter Ferne liegendes Endziel hinweist, wo er dem Ideal seiner göttlichen Bestimmung als Krone der Schöpfung vollkommen entspricht. Damit münden wir wieder in den Prolog ein: „und ein Gott — das war der Gedanke“. Ein Gott, d. h. ein Wesen, das mit Gott dem Vater eins ist.

Um aber dem Grundgedanken des Vorhergehenden zu voller Deutlichkeit zu verhelfen, sei noch dieses gesagt.

Schon seit Jahren beschäftigt mich die Frage, was denn wohl das letzte treibende Motiv Goethes war, wenn er sich ein Leben lang mit naturwissenschaftlichen Themen befaßte: mit Morphologie, mit der Metamorphose der Pflanzen und Tiere, mit vergleichender Anatomie, mit der Bildung und Umbildung organischer Naturen, mit vergleichender Knochenlehre; was ihn auf die Idee der Urpflanze, des Urtieres, überhaupt der Urphänomene des Seins brachte und ständig darum kreisen ließ. Jetzt glaube ich zu ahnen, was ihn dazu veranlaßte. Es war das mit den Jahren immer stärker werdende Verlangen, in unmittelbare, lebendige Verbindung zu kommen mit dem allgemeinen, umfassenden schöpferischen Prinzip, aus dem alles und jegliches Werden hervorgeht. Das Fahnden nach dem Logos, nach der Ur-idee der Schöpfung war es, was

ihn dabei führte und leitete. Denn alles, was der Welt der Wirklichkeit angehört, von der einzelligen Amöbe bis zum bisher höchstentfalteten Lebewesen, dem man sonderliche Ehre antut, wenn man es heute schon als Mensch bezeichnet, verdankt sein Werden und seine Geschichte dem schöpferischen Urwort oder Urgedanken. Und in diesem Schöpfungsgedanken zu denken, muß für Goethe der Inbegriff von „Schaffen“ gewesen sein.

Um der Wichtigkeit des Gegenstandes willen fasse ich das im Vorhergehenden Gesagte noch einmal kurz zusammen, auf die Gefahr hin, daß sich dabei Wiederholungen ergeben.

Das gesamte Werden untersteht dem göttlichen Gedanken. Was immer in der Welt der Erscheinungen Gestalt annimmt bis herab zum Kleinsten, zum Grashalm und einzelligen Lebewesen, ja bis zum Atom, es verdankt sein Entstehen diesem Gedanken. Alles steht zu allem in innerer Beziehung. Im Kleinsten spiegelt sich das Größte, im Mikrokosmos der Makrokosmos, eine These, die durch den heutigen Stand der Wissenschaft ihre Bestätigung erfährt. In ihrer vollen Bedeutung wird sie freilich erst erkannt, wenn man sich folgendes vergegenwärtigt.

Keine der alltäglichen Erscheinungen des Natur- und Weltlaufs ist so unbedeutend, daß sie dem für die stillen Winke und Zeichen des Lebens aufgeschlossenen Geiste nicht „geheimen Sinn zu kosten“ gäbe. Von der Blume im Garten hat der soeben ausgeschlüpfte Falter seinen ersten Sonnenflug unternommen. Die Samen einer Lichterblume stäuben über die Wiese hin. Das Licht der Sonne spiegelt sich in einem Taupfen. Alles winzige Geschehnisse. Und dennoch, keine von diesen und tausend ähnlichen Begebenheiten ist so selbstverständlich, daß sie nicht dem wach- und hellgewordenen Menschen den Blick ins Weltgeheimnis freigeben könnte. Den

Weg zum „Gedanken, der am Anfang war“. Weil ohne innere Beziehung zu diesem Gedanken nichts ist, was es geworden ist. So der Prolog.

Hier muß auf ein winziges Wörtlein aufmerksam gemacht werden, das dem Laien sonst kaum auffallen würde: das Wörtlein „es“. Es wird also festgestellt, daß ohne Beziehung auf den Gedanken nichts wurde, was es geworden ist. Der griechische Urtext läßt an sich auch die Übersetzung zu: ohne Bezug auf den Gedanken ist nichts geworden, was geworden ist. Aber grammatikalisch genau ebenso richtig ist die erstere der beiden Wiedergaben, wobei, sprachwissenschaftlich ausgedrückt, das den Relativsatz einleitende „was“ nicht als Subjekt, sondern als Prädikatsnomen verstanden wird. Das gibt dem Satz vertieften Inhalt! Alles Gewordene ist, was es geworden ist oder so, wie es geworden ist, Ausfluß des Schöpfergedankens. Kein einziges Erzeugnis der Schöpfung verdankt seine Formgebung einem blinden Ungefähr. Nein, genau so, wie es in Erscheinung tritt, ist es durch den Schöpfungsplan bedingt; stellt es die notwendige Zwischenstufe in der Reihe der sich gegenseitig bedingenden Erscheinungen dar.

Diese Feststellung scheint von untergeordneter Bedeutung zu sein. In Wirklichkeit gewinnt bei dieser Auffassung der Inhalt dieses kurzen Nebensatzes an Plastik. Überraschend ist höchstens, daß bisher kein Übersetzer auf diese Lesart des Textes verfallen ist.

Mit dieser Schau der „unbegreiflich hohen Werke“ der Schöpfung in ihrer inneren Folgerichtigkeit und Notwendigkeit sind wir auf unserer Wanderung bei einem Lug-ins-Land angelangt, der den Blick in ungewöhnliche Weiten und Tiefen freigibt. Allerdings bedarf es für den Menschen, der dorthin finden will, einer unerläßlichen Voraussetzung: daß

er imstande sei, den Blick klar und rein auf den Dingen und Ereignissen ruhen zu lassen. Daß er fähig sei, im Bild und Gleichnis zu schauen.

Was das heißen will, darüber jetzt ein hinweisendes Wort.

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“, in diesen Worten Goethes bekundet sich eine Lebensschau, die von der rein stofflichen Betrachtung der Erscheinungen des Diesseits zu ihrem Verstehen in Geist und Wahrheit übergegangen oder „vom Ding zur Seele“ durchgedrungen ist. Nichts von alledem, was der Welt der Sinne sich darbietet, ist Selbstzweck; alles Sichtbare ist Ausdruck eines Übersinnlichen, Geistigen, das sich hinter der Hülle des Irdischen verbirgt und als solches entdeckt sein will.

Um mir selbst den Sachverhalt möglichst anschaulich zu machen, nehme ich die Photographie eines Freundes zur Hand und mache mir klar: was ich da vor mir habe, ist natürlich nicht ein Mensch von Fleisch und Blut, sondern das Bild eines gleichsam Dahinterstehenden. Aber damit nicht genug, kommt jetzt erst die entscheidende Schlußfolgerung. Auch der leibhaftige Mensch, den ich mit Augen schaue, ist allen Ernstes wiederum nur Ausdruck von einem Dahinterstehenden, das ich bloß mit dem physischen Auge nicht mehr sehen kann; ist Abbild von dem Urbild oder dem Gedanken, durch den auch er geworden ist, was er ist. Und so mit allem, was in die Erscheinung tritt; was sich irgendeinem der fünf Sinne bietet. Um es in vollem Maße in sich aufzunehmen, muß sich der Mensch von Stufe zu Stufe erheben, bis es ihm gelingt, in das Verborgene zu sehen. Der Aufstieg, der bis zu diesem Reife-grad in der Schule des Lebens durchlaufen wird, darf etwa folgendermaßen gekennzeichnet werden:

Fürs erste sind es die Werke menschlicher Kunst, die sich dem Lernbegierigen in solch höherem Sinn erschließen. Daß

beispielsweise unsere großen Meister der bildenden Kunst mit ihren Erzeugnissen des Pinsels und Griffels, Stichels und Meißels in Gleichnissen redeten, die vom sinnenden Betrachter gedeutet sein wollen, ist nicht allzuschwer einzusehen. Hier liegt der Charakter des Symbolischen, das im Sinnenfältigen sich mitteilt, sozusagen auf der Hand. Immerhin erfordert auch diese Art des Sehens schon ein liebevolles Sichhingeben an den Geist, der aus den Dingen spricht, bis von einem lebendigen Verstehen die Rede sein kann.

Ungleich viel schwieriger ist der nächste Schritt, der auf der Stufenleiter der Erkenntnis getan werden muß. Gilt es doch nunmehr, das Prinzip der Deutung des Geschauten von der Kunst auf die Natur zu übertragen und einzusehen, daß auch im Bereich der Natur mit ihren unzähligen Erscheinungsformen im Tier-, Pflanzen- und Mineralreich, mit ihren unendlichen Ausdrucksmöglichkeiten in der Welt des Organischen und Anorganischen — daß auch hier der Dichter spricht, der Künstler aller Künstler, der sich der Erscheinungen der Natur als Ausdruck geistiger Gesetze bedient. Diese Sprache ist hinreichend deutlich, um vom ehrfurchtsvollen Sinn verstanden zu werden, und doch zugleich in so geheimnisvolles Dunkel gehüllt, daß sie der Welt der Toren und trägen Herzen verschlossen bleiben muß.

Die Ausbildung dieser besonderen Begabung, also der Fähigkeit, dem Gleichnischarakter des naturhaften Seins auf die Spur zu kommen, erfordert ungleich viel mehr Aufmerksamkeit und Stillehalten, als die Selbsterziehung zur Schau des Gleichnisses in der Kunst. Ist es doch nicht genug an dem, daß man das Naturgesetz als in ungefährer Verwandtschaft mit dem Geistesgesetz stehend erkenne. Das Naturgesetz ist das Geistesgesetz, das sich in der Sinnensprache nur zum Greifen deutlich gemacht hat.

Mit dieser Feststellung ist zugleich eine weitere Präzisierung des Begriffs „Gleichnis“ gewonnen. Während nämlich im Bereich der Kunst von Gleichnissen, welche die Meister in die ihnen gemäße Formensprache hineingeheimnist haben, bei aller Würde dieser Bildsprache immer nur in **b e d i n g t e m** Sinn die Rede sein kann, ist der Gleichnischarakter der Sprache der Natur die **u n b e d i n g t** gültige, vollendete Ausdrucksmöglichkeit des Geistigen.

Was das besagen will, wird an einigen Beispielen noch deutlicher werden. Ich wähle zunächst solche aus dem Gebiet der Kunst und verweise auf die Runen- und Zeichensprache unserer Väter in vorchristlicher Zeit. Was sich in diesen seltsamen Bildern, Felszeichnungen, Steinsetzungen und Mahnmalen ausspricht, ist Abbild eines geheimnisvollen Sinnes, den wir heute nach tausenden von Jahren zu ahnen beginnen und der den kommenden Geschlechtern noch mannigfache Aufschlüsse über ihren symbolischen Charakter schenken wird. Diese Stern- und Tierbilder, wie sie auf den nordischen Felszeichnungen verewigt sind, waren nicht Götzen, nicht Fetische, die von unseren Vätern als solche angebetet wurden. Sie sind vielmehr der Ausdruck eines lebendigen Glaubens, von dem das fromme Gemüt dieser Menschen erfüllt war; einer religiösen Idee, die in der Darstellung Christi als des Lammes oder des heiligen Geistes als einer niederschwebenden Taube ihre Parallele hat.

Ich hebe weiter mit Nachdruck hervor das Portrait, vor allem die Selbstbildnisse unserer Meister als Symbolsprache. Was aus einem Selbstportrait Rembrandts oder Dürers zum Beschauer spricht, ist weit mehr als die vollendete Wiedergabe der Gesichtszüge des Konterfeiten; es ist ein Stück Lebens- und Seelengeschichte, die im Augenblick künstlerischer Begnadung erhascht und im Bild und Gleichnis wiedergegeben wurde.

Und dann noch dieses, um aus den unzähligen sich bietenden Beispielen ein besonders charakteristisches aufzugreifen: was in den Engelsgestalten, von denen auf den Bildern unserer Malerpoeten „unsere liebe Frau“ umschwebt ist, was in den Putten und Genien, wie in den teuflischen Fratzen und Larven der Altar- und Heiligenbilder durcheinanderwogt, sich überflügelt und überstürzt, will nun und nimmer im buchstäblichen Sinn verstanden, sozusagen als bare Münze genommen werden. Es ist ein Sich-hin-tasten der künstlerischen Phantasie zu dem, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat“, um doch nur einigermaßen mit den Mitteln, deren die menschliche Einbildungskraft nun einmal bedarf, den ehrfürchtigen Betrachter an den Erlebnissen der Künstlerseele teilnehmen zu lassen.

So viel in gedrängter Kürze über den Gleichnischarakter der **K u n s t**. Jetzt aber zum Wichtigsten. Versucht sei ein hindeutendes Wort auf das Gleichnis in der **N a t u r**.

Beginnen wir mit dem Gleichnis von den Jahreszeiten Frühling, Sommer, Herbst und Winter als Symbolen des menschlichen Lebens. Die Deutung ist hier so naheliegend, daß es erläuternder Worte kaum erst bedarf. Als Unterstützung der Bildsprache des Naturgeschehens diene höchstens der Hinweis auf die Tatsache, daß auf jeden Winter ein neuer Frühling folgt. Was sich daraus an hoffnungsvollem Ausblick für den achtsamen Menschen ergibt, der sich dem Winter seines Lebens zu nähern beginnt oder von seinen Nebeln und Schatten bereits umfassen ist, bleibe der Ahnung überlassen.

Diesem zur Seite steht das Gleichnis von Raupe, Puppe, Schmetterling. Wobei die Raupe als Sinnbild des mühsam im Irdischen sich fristenden Daseins, der Puppenstand als Wahrzeichen des Übergangs von der niederen zur höheren Lebensform, und der Schmetterling endlich als Verheißung

des der alten Hülle völlig entrafften Lebens verstanden werden mag.

Genannt sei ferner das Gleichnis von der Perle als kostbarstem Erzeugnis des in seiner Schale verhafteten Muscheltiers. Die köstliche Perle ist die Frucht eines Krankheitsprozesses der Muschel; darauf ruht der Nachdruck. Aus Leiden quillt die edelste Frucht. Was von nüchtern-wissenschaftlicher Seite oft als bionegativ und damit als wertlos abgetan wird, das gewinnt, im Gleichnis wie in einem Spiegel erschaut, nicht selten erhöhte positive Bedeutung. Was heißt schon Krankheit, bionegative Veranlagung, anormaler Zustand, wenn dabei unter Umständen Werte produziert werden, von denen „die Gesunden, die des Arztes nicht bedürfen“, keine Ahnung haben.

Es folgen zwei Beispiele, die als exemplarisch im ungewöhnlichen Sinn des Wortes gelten dürften.

Das erste ist das Gleichnis von der Welt der Erscheinungen als Gesamtheit.

Die sichtbare Welt umfaßt, auf ihre wesentlichen Unterscheidungsmerkmale hin gesehen, den Bereich des anorganischen und des organischen Seins. Das Reich des Anorganischen macht den unbelebten Teil der Natur aus. Das Reich des Organischen umschließt die Welt von Pflanze, Tier und Mensch.

Die verschiedenen Seinsschichten bauen sich auf nach Art einer Pyramide, die sich, von der Welt des Anorganischen als breiter Basis ausgehend, in der Welt des Organischen mehr und mehr verjüngt und im seelisch-geistigen Bereich der Spitze zustrebt. Jede höhere Stufe ist der jeweils niederen übergeordnet, stellt sie in ihren Dienst. Umgekehrt ist zu sagen, daß die niedere Stufe aus dem Bereich der höheren nicht wegzudenken ist. Sie bildet geradezu die Existenzgrund-

lage der höheren. Die Pflanze, eine Erscheinung der organischen Welt, nimmt Stoffe aus der anorganischen Welt in sich auf, bildet sie in lebende Substanz um. Pflanze und Tier ihrerseits liefern die Baustoffe für das menschliche Dasein.

Die Welt des Anorganischen weist in ihren fortgeschrittenen Bildungsformen schon in die nächsthöhere hinüber; sie zeigt eine gewisse Aufgeschlossenheit nach oben, sofern beispielsweise „die Welt des Anorganischen im Kohlenstoff nach der organischen Seinsschicht offen ist“ (W. T r o l l). Ein Gleiches liegt innerhalb des organischen Bereiches vor. Die Tierwelt in ihren höchsten Vertretern „meint“ bereits den Menschen.

Dieser Gedanke ist, obzwar durchaus zutreffend, mit Vorsicht aufzunehmen, weil er zu irrtümlichen Folgerungen verleiten könnte.

Um solche fernzuhalten sei ausdrücklich bemerkt: vollkommen verkehrt wäre die Annahme, daß die niedere Seinsstufe durch bloße Steigerung der in ihr liegenden Kräfte die höhere Seinsstufe sich gleichsam erringen könne: eine Vorstellung, die in der populär gewordenen Entwicklungslehre ihre krassesten Auswüchse gezeitigt hat. Ohne Schmälern der Tatsache, daß die niedere Seinswelt Baustoffe für die höhere liefert, ist das Auftreten der letzteren stets als neuer Zeugungakt zu verstehen; als Hereinwirken einer schöpferischen Macht, die dem Bestreben der niederen von oben entgegenkommt.

Je mehr es dem Gipfel der Pyramide zugeht, desto mehr verringert sich ihre räumliche Ausdehnung. Das will unter anderem besagen, daß die Stufe, mit der der Mensch beginnt, den unter ihr liegenden Seinstufen gegenüber eine erhebliche Begrenzung aufweist. Es besteht aber begründete Annahme, daß auch innerhalb des Menschengeschlechts bedeutende, ja gewaltige Abstufungen in Bezug auf das seelische und

geistige Sein vorhanden sind. Diese Abstufungen scheinen, wie ein Blick in die Umwelt zeigt, so bedeutend zu sein, daß im Hinblick darauf die landläufige Auffassung von der Gleichheit alles dessen, was menschliches Antlitz trägt, einfach nicht stimmt.

In scharfem Widerstreit zu dieser aus der Luft gegriffenen Theorie läßt sich der aus der Sprache der Wirklichkeit erhärtete Erfahrungssatz aufstellen, daß unter den Vertretern des Menschengeschlechts in geistiger und sittlicher Hinsicht Unterschiede von größter Reichweite bestehen.

Dazu sei folgendes der Überlegung anheimgestellt.

Es wäre doch wohl angebracht, die Kollektivbegriffe Tierheit und Menschheit, in denen wir zu denken gewohnt sind, einer gründlichen Prüfung zu unterziehen. Hans Wohlbold spricht in seinem beachtlichen Buch „Rätsel der Tierseele“ den Gedanken aus: „Das Seelenleben eines Elefanten wird ein anderes sein als das eines Maikäfers oder eines Wurmes, auch schon als das eines Fisches oder eines Frosches“. Schon bei einer solch einfachen Erwägung legt sich der Gedanke nahe, ob es richtig sei, diese Lebewesen kurzweg ein und derselben Kategorie einzuordnen. Und ein Ähnliches dürfte zutreffen auf die Sammelbegriffe Mensch und Menschheit. Es mag auf den nachdenklichen Betrachter mehr als niederdrückend wirken, wenn er sich zu Bewußtsein bringt, welchen Gebrauch der Mensch von dem ihm verliehenen Himmelslicht gemacht hat und noch macht, „um tierischer als jedes Tier zu sein“. Und man wird gut daran tun, der Versenkung in diesen Gedanken zuweilen eine besinnliche Stunde zu widmen. Um so stärker und beglückender wird dann aber auch die Gegenwart zu dieser nur die eine Seite der Wirklichkeit berührenden Teilwahrheit empfunden werden, wenn sich der Blick auf die Gipfel der Menschheit richtet, die

eine „Aufgeschlossenheit nach oben“, in die nächsthöhere Stufe der Überwelt verraten, die das verheißungsvolle Wort des Prologs „und ein Gott — das war der Gedanke“ wie von himmlischem Licht umflossen erscheinen läßt. Der „Gedanke, der am Anfang war“, zeichnet sich in diesen Optimalen des menschlichen Geschlechtes bereits in deutlichen Konturen ab und gewinnt schließlich in der einzigartigen Gestalt Jesu Christi eine Leuchtkraft, vor der alle bisherige menschliche Größe verblaßt.

Ich schließe mit dem Gleichnis vom Kristallisationsprozeß.

Nachdem für dieses Gleichnis bereits ein anderer, Walter Birnbaum, die vollendete Formulierung gefunden hat, lasse ich ihn in eigener Sprache zu Wort kommen. Er schreibt: „Wenn eine Flüssigkeit gesättigt ist, dann bedarf es nur eines kleinen äußeren Anstoßes und an irgend einer Stelle in ihr bildet sich ein Kristall, schießt an, wie man sagt, und im Kristall drückt sich in reinster Wesenhaftigkeit und vollkommenster Form, in Zusammenfassung, die Eigenart der gesättigten Flüssigkeit aus. Oft haben daher Naturforscher den Kristall als die höchste Bildung des anorganischen Reiches bezeichnet. So ist Christus, wie der Kristall, reinste Zusammenfassung des überall lebendigen Willens und Wortes Gottes in der höchsten Gestalt der Erde, der Menschengestalt. Und wie der Kristall nach manchen Gesetzen seiner Bildung schon hinausweist in das nächsthöhere Reich der Natur, in die Pflanzenwelt, so trägt Christus Wesen und Natur des ewigen, verborgenen Gottes in sich“.

Das führt zu einem weiteren Gedanken, der ebenfalls im Prolog verankert ist. Es ist wichtig, das eigens zu betonen, weil die Idee, die hier für den Prolog des Johannes-Evangeliums in Anspruch genommen wird, auch in der platonischen Ideenlehre nachzuweisen ist. Nach dieser Lehre hat alles, was der

Welt der irdischen Erscheinungen angehört, vorzeitlichen Charakter. Die Dinge sind mit anderen Worten nur Abbilder, Wiedergaben von Ur-bildern, die im Reiche der Ideen ihr von Raum und Zeit unabhängiges Dasein haben. Eine Vorstellung, die in Goethes „Faust“ im Reich der Mütter ihre Entsprechung gefunden hat.

Daraus ist zu entnehmen: was auch immer in sichtbarer Gestalt erscheint, hat seinen vorweltlichen Ursprung. Durch die Feststellung der Präexistenz Christi die ihm gebührende Ausnahmestellung sichern zu wollen, wäre somit noch nicht ausreichend. Denn *a l l e s*, was geworden ist, trägt vorweltlichen Charakter, kann also im Vollsinn des Wortes als präexistent bezeichnet werden. Das ist keine bloße Behauptung, es steht hier schwarz auf weiß zu lesen: „Alles ist durch ihn, den göttlichen Gedanken, geworden“. Auch das unscheinbarste Gebilde verdankt sein Entstehen göttlicher Planung und Sinngebung; ist Ausfluß einer ewigen Idee. Die christliche und heidnische Vorstellungswelt berühren sich in diesem Falle ganz nah.

Welche Bedeutung für die sich bildende Weltanschauung diesem Gedanken zukommt, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Es sei nur nochmals betont, daß dadurch keinerlei religiöse Wahrheit angetastet oder gefährdet wird. Die Welt des Glaubens im ernstzunehmenden Sinn des Wortes erhält damit vielmehr einen bedeutenden, nicht hoch genug zu veranschlagenden Zuwachs, sofern bei dieser Betrachtung von Sein und Leben nichts, was überhaupt ist, als Ergebnis einer zufälligen Laune des Schicksals, sondern als Erscheinungsform des göttlichen Gedankens verstanden wird. Wobei eines immer auf das andere hin- und über sich hinausweist in die nächsthöhere Stufe der Pyramide, die in dem nach dem Bilde Gottes geplanten Menschen ihren Abschluß findet.

Und nun einen Schritt weiter auf dem Wege des Prologs. „In ihm, dem Gedanken, ist Leben!“ Führen wir, was hier in stark abgekürzter Redeweise vorgetragen ist, etwas weiter aus, so wäre damit gesagt: in dem göttlichen Gedanken als Grund und Ursache alles Seins birgt sich die Aussicht auf Leben im gehaltvollsten Sinn des Wortes. Wo darum mit dieser Weltanschauung ernst gemacht und die letzten Folgerungen daraus gezogen würden, wäre die Frucht solchen Bemühens ein in jeder Hinsicht befreiendes, zu einer Gesamtschau des Daseins führendes Weltbild.

Gewinn davon hätte zweifellos jeder, er sei, wer er sei und befinde sich, in welchem Stand und Beruf auch immer. Er würde im Laufe der Zeit den segensreichen Einfluß dieser Art zu schauen deutlich genug zu kosten bekommen. Ja, er hätte alsdann einen entscheidenden Schritt nach vorwärts getan und könnte sich davon durch sichere Anzeichen, die ihm das Alltagsleben in verklärtem Licht erscheinen lassen, auf Schritt und Tritt überzeugen. — Darüber hinaus ist aber festzustellen, daß die neue Lebensschau ihren fördernden Einfluß in besonderem Maße dem Mann der Wissenschaft zuteil werden ließe; dem Naturforscher, der dadurch zu einem „Naturforscher“ höherer Ordnung aufsteigen würde, wenn er die Meinung *G o e t h e s* beherzigte: „Was wäre im Grund aller Verkehr mit der Natur, wenn wir auf analytischem Wege bloß mit einzelnen materiellen Teilen uns zu schaffen machen und nicht das Atmen des Geistes empfinden, der jedem Teile die Richtung vorschreibt“. Eine Betrachtungsweise, die durch den bekannten Gelehrten *S e n n e r t* auf seine Weise in Worte gefaßt wird, wenn er feststellt, „nichts sei aus einem zufälligen Zusammenkommen der Atome geworden; alles sei, geführt von höheren leitenden Formen, entstanden zu denken“. Und *S c h ü l l e r* fügt in seinem prächtigen Buch

„Forscher zwischen Traum und Tat“ ergänzend hinzu: „Diese Formen nennt Sennert auch Ideen. Sie sind die seelischen Bildekräfte des Werdens, die von innen her Wesen und Form der Dinge bestimmen.“ Und gibt es nicht in hohem Maße zu denken, wenn ein Forscher wie K e k u l é durchdrungen ist von der Gewißheit: „Auch in der Welt des ganz Kleinen herrscht Ordnung und Gestalt. Organisierende Kräfte durchfluten die Welt, auch die des Allerkleinsten“. Oder wenn wir bei P a r a c e l s u s lesen: „Die Welt ist ein Gedanke Gottes. Die Stoffe sind Worte, die Gott spricht. Ihre Buchstaben sind die Elemente, die Grundstoffe“.

Ist das nicht inhaltlich genau dasselbe, was der Prolog in den schlichten Worten ausspricht: „Alles ist durch den Gedanken geworden“. Eine Idee, deren erhebende Wirkung in dem Satz sich andeutet: „in ihm — dem Gedanken — ist Leben“.

Doch kehren wir von der Welt der wissenschaftlichen Forschung zurück zu dem Bereich, in welchem der einfache, ungelehrte Mensch seines Daseins Kreise zieht. Auch er k a n n sich der Wirkungskraft des Gedankens gar nicht mehr entziehen, wenn er ihm erst auf die Spur gekommen ist. Auch seine wenngleich in bescheidenen Grenzen sich haltende Betrachtung von Sein und Leben, von Natur und Geschichte tritt dadurch unter einen neuen Gesichtspunkt. Was ihn anzieht, sind von nun an nicht mehr die gegebenen Tatsachen als solche, wie sie jeder Flachkopf feststellen und registrieren kann. Es ist das z w i s c h e n den Tatsachen und Gegebenheiten sich knüpfende geistige Band, worauf er jetzt seine Aufmerksamkeit richtet. Das Verwobensein der Einzelheiten durch die dahinterstehende Idee, durch den göttlichen Gedanken. Dieser Gedanke mag vorläufig noch des öfteren unzulänglich gespürt und gedeutet werden, das schadet nichts. Wer erst den neuen Weg beschritten hat, dem kommt das Leben von sich aus zu

Hilfe. Er hat jetzt einen ganz anderen Begriff von Leben und weiß: das Leben in diesem neuen Sinn war und ist „das Licht der Menschen“.

„Und das Licht leuchtet in der Finsternis; aber die Finsternis nahm es nicht auf.“

Darüber wird an späterer Stelle noch mehr zu sagen sein. Hier genüge einstweilen die Bemerkung, daß es sicherlich dem Sinn dieser Worte angemessen ist, wenn der zweite Satz durch ein hinzugefügtes Beiwort dahin erweitert wird: „Aber die Finsternis nahm es in der Regel nicht auf“. Die in den Werken von Natur und Geschichte redende Gottessprache sollte und könnte das Licht des Menschen sein; so still und verschwiegen ihre Sprache ist, es wäre mit ihrer Erforschung die M ö g l i c h k e i t gegeben, über den Sinn von Welt und menschlichem Dasein Klarheit zu gewinnen. Allein die Finsternis war stärker als das Licht. Das aus der Welt der Dinge strömende Licht — d i e s e s L i c h t war nicht imstande, der Menschheit im ganzen Aufschluß über den göttlichen Gedanken zu geben.

Daß die Worte d i e s e s L i c h t hier in Sperrdruck stehen, hat seinen guten Grund. Es wird nämlich bald nachher von einem Licht die Rede sein, das die Wirkung des ersteren um ein Erhebliches übertrifft. Die Tatsache, daß im Prolog zwischen Licht und „Licht“ wohl unterschieden wird, von denen eines dem andern an Stärke weit überlegen ist, wurde nach meinem Wissen von keiner der bisher erschienenen Übersetzungen genügend berücksichtigt; und doch liegt darauf entscheidender Nachdruck, wie sich bei genauer Untersuchung des Zusammenhangs herausstellt. Von welcher Tragweite sie ist, wird sich noch zeigen.

Wir fahren zunächst fort im Wortlaut des Textes: „Nun war da ein Mensch, von Gott gesandt, mit Namen Johannes.“ Gemeint ist der Täufer Johannes, der Vorläufer Jesu Christi. Wie Jesus über diesen Sendboten geurteilt hat, geht hervor aus dem bekannten Wort, mit dem er in entscheidender Stunde, als Johannes im Gefängnis lag und an Jesu Auftrag zu zweifeln begann, für diesen Wahrheitszeugen eintrat: „Wahrlich ich sage euch: unter allen, die von Weibern geboren sind, ist nicht aufkommen, der größer ist, denn Johannes der Täufer; der aber der Kleinste ist im Himmelreich, ist größer denn er“. Der Sinn dieses Wortes ist kaum mißzuverstehen. Jesus will damit der Persönlichkeit des Täufers den ihr gebührenden Rang zuweisen, indem er feststellt: Johannes steht mit seinem geschichtlichen Auftrag auf einsamer Höhe. Und doch darf man sich nicht darüber täuschen, daß er, gemessen an der heraufziehenden Aera, als Vertreter des alttestamentlichen Gesetzes bereits der Vergangenheit angehört. Schon der Kleinste, Unscheinbarste, der den Zaun dieser Hürde überwunden hat und im Reiche der Freiheit angelangt ist, ist größer denn er. Was das heißt, muß zu guter Letzt der Ahnung überlassen bleiben. Es kann einer moralisch unanfechtbar sein und dabei dem Geheimnis der göttlichen „Gerechtigkeit“, daß Zöllner und Dirnen, also moralisch Minderbemittelte vor den Gutsituierten ins Himmelreich kommen, noch ferne stehen. Und es kann einer umgekehrt in moralischer Hinsicht bedenkliche Lücken aufweisen und dennoch bereits im Paradiese sein. Der Zöllner im Tempel, der schwerbelastete Zachäus, die große Sünderin, der Schächer am Kreuz sind beredte Beispiele dafür.

Um aber der hiemit berührten Frage noch einen Schritt näher zu treten, sei einmal offen ausgesprochen: nirgends vielleicht liegen Wahrheit und Wahn so nahe beieinander wie

in der Frage der Moral. Der moralische Mensch ist die Krone der Schöpfung; in ihm ist das Ziel des göttlichen Schöpferwillens grundsätzlich erreicht, sofern es die Moral des innerlich mündig gewordenen, zur Freiheit der Söhne Gottes durchgedrungenen Menschen ist, die seinem Wesen das Gepräge gibt. Das steht fest. Aber man muß es in demselben Atemzug aussprechen: der nur noch moralische und moralisierende Mensch ist die Karikatur des göttlichen Ebenbilds. Das ist der unleidliche, alle Welt unter der Zwangsvorstellung von Gut und Böse beurteilende, sich zum Richter über sie aufwerfende Mensch. Und um so schlimmer, wenn er sich dabei einbildet, von göttlicher Einsicht inspiriert zu sein. Die „Weltverwirrung und Herzensirrung“ von heute verdankt ihren Ursprung zum großen Teil dieser Sorte von Menschen, deren Dasein ungefähr auf das Gegenteil von dem hinausläuft, was Goethe unter gesunder Lebenshaltung versteht, wenn er sagt: „Man sei nicht abstrakt, man sei nicht moralisch, man sei lebendig!“

Welch unausdenkbare Tragik, wenn das Endurteil Gottes über den Menschen das moralische Urteil im vernichtenden Sinn des Wortes wäre!

Doch „vor Gott gehts göttlich zu“, wie der alte Wandsbecker Bote sagt. Nicht moralisch, sondern — genialisch.

Ich weiß, diese Prägung könnte mir übel vermerkt werden. Ich lasse es darauf ankommen und behaupte: damit ist nur, was Jesus von dem lebendigen Gott der aufhorchenden Welt verkündet hat, auf seinen kürzesten Nenner gebracht und in die Sprache der Gegenwart übertragen. Man wage es und in die Sprache der Gegenwart übertragen. Man wage es und in die Sprache der Gegenwart übertragen. Man wage es doch einmal, dieser Sprache Gehör zu schenken. Man erkühne sich, dem Gedanken standzuhalten, daß die Vorstellung von dem immerzu auf Sünde lauern den himmlischen Großinquisitor unseligen Angedenkens, dessen Schreckensbild heute

noch die Herzen und Hirne Unzähliger ängstigt, in dem Vater-Gott Jesu Christi endgültig ersetzt ist durch eine Weite und Tiefe der Idee, die sich erschöpfend nur wiedergeben läßt in dem einen Wort „Genialität“ als dem Urbild von Großzügigkeit, allumfassendem Verstehen und grenzenlosem Erbarmen. Man versuche es, diesem Gedanken Raum zu gewähren und man wird das Neue Testament mit neuen Augen lesen. Von dem Wort an „denn er läßt seine Sonne scheinen über die Bösen und über die Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte“ bis zum Gleichnis vom verlorenen Sohn, wo von dem Vater, der den zerlumpten, mit allen Schandmalen der Liederlichkeit Bedeckten heimkehren sieht, gesagt ist: „Da er aber noch ferne von dannen war, sah ihn sein Vater und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals — und küßte ihn“.

Wie sagt Goethe von dem alten Kirchenlied: „*Veni Creator Spiritus!* Komm heiliger Geist, du schaffender, und alle Seelen suche heim!“: „Dieser herrliche Kirchengesang ist ganz eigentlich ein Appell ans Genie; weshalb er auch geist- und kraftreiche Menschen gewaltig anspricht“. „Appell ans Genie“. Man fasse nur einmal Vertrauen zu diesem Wort, lasse es in sich eingehen. Es birgt ungeahntes Weistum in sich.

„Johannes kam als Zeuge; um zu zeugen von dem Licht, auf daß dadurch alle gewiß werden sollten“.

Hier sind wir an der Stelle angelangt, auf die im Vorhergehenden hingewiesen wurde. Johannes kam als Zeuge von einem Licht, durch welches von nun an alle ihrer göttlichen Bestimmung gewiß und froh werden könnten. In diesen Worten kündigt sich ein überaus wichtiges Geschehen an. Bisher war, wo vom Licht die Rede war, immer noch an das in den Werken der Schöpfung ruhende, den göttlichen Gedanken

wortlos in sich bergende Licht gedacht. Allein diese Sprache war bei aller Tiefe des Inhalts so verschwiegen und zart, daß nur ganz wenige, auserlesene Geister für sie aufgeschlossen sein konnten. Wer diese Mitteilung des göttlichen Geistes verstehen sollte, mußte schon eine der höchsten Stufen der Pyramide erklommen haben. Das Licht, von dem Johannes zu zeugen hatte, war an Deutlichkeit und Eindrucksfähigkeit der Sprache dem ersteren so sehr überlegen, daß nunmehr jeder, der Augen hat zu sehen, seiner teilhaftig werden kann. Erschien doch dieses Licht in der sichtbaren Gestalt eines Menschen von Fleisch und Blut. Damit wurde der Schöpfungsgedanke sichtbar und hörbar zugleich, konnte er be-griffen werden in jeglichem Sinn des Wortes. „Das Licht der Welt“ war erschienen.

Auf daß kein Irrtum entstehe, um wen es sich dabei handle, wird ausdrücklich bemerkt: „Johannes war nicht selber dieses Licht, er sollte nur davon zeugen“. Seine Aufgabe war lediglich, als erster auf dieses am Horizont der Menschheit aufsteigende Licht hinzuweisen; ein Auftrag, mit der Sendung Jesu verglichen bescheiden und doch bedeutend genug, um der Gestalt des Täufers den ihr gebührenden Platz in der Geschichte zu sichern.

Das Licht, von dem fortan die Rede ist, wird als das zuverlässige Licht bezeichnet. Das wahrhaftige, wie Luther übersetzt. Der Sinn ist derselbe, aber zuverlässig scheint die noch treffendere Wiedergabe des griechischen Textwortes zu sein, weil damit besonders eindringlich gemacht wird: von jetzt an kann nicht nur der Bevorzugte, nein ich, der Unbedeutende, die Kunst üben, „wie ich im Lichte wandeln soll“, um es mit den Worten eines unserer schönsten geistlichen Lieder zu sagen.

Dieses zuverlässige Licht „kam nämlich gerade in die

Welt“; zu der Zeit, als Johannes der Täufer lehrte. Es bedarf, um wenigstens in Kürze auf eine rein grammatikalische Frage einzugehen, sicherlich nicht erst eines förmlichen Nachweises, daß die übliche Übersetzung dieser Stelle vollkommen nichtssagend ist: „Das Licht, das jeden erleuchtet, der in die Welt kommt“. Was soll die Feststellung, daß einer auf die Welt kommen, also geboren sein muß, um das Licht zu sehen? Wäre es nicht trivial, eine solche Binsenwahrheit auszusprechen? Ganz anders dagegen, wenn zu lesen steht: „dieses Licht kam nämlich gerade in die Welt“; und daß diese Übersetzung grammatikalisch stimmt, wird kein Kenner des Griechischen in Abrede stellen. Sie ist aber so besonders treffend und wirkungsvoll, weil das Aktuelle des Geschehens darin aufs Lebhafteste zum Ausdruck kommt. Damals setzte das entscheidende Ereignis der Weltgeschichte ein. Das große Licht der Welt war nämlich gerade im Kommen. Mit Jesus Christus.

Mit den folgenden Worten des Prologs wird zunächst auf das Vorangegangene zurückgegriffen. „Der göttliche Gedanke war zwar schon immer in der Welt — die Welt ward ja durch ihn —, aber die Welt erfaßte ihn nicht.“

Warum diese Wiederholung? möchte man fragen. Es läßt sich darauf nur e i n e Antwort denken: die Hilflosigkeit der Welt dem göttlichen Gedanken gegenüber soll damit nachdrücklich unterstrichen werden. Auf dem bisherigen Wege kam die Menschheit nicht zum Ziel. In heutiger Sprache gesprochen: der Gedanke war ihr noch zu abstrakt. Zwar gab es innerhalb der Menschheit von jeher eine wenn auch kleine Schicht von geistig Höherstehenden, die ihren inneren Voraussetzungen nach hätte imstande sein müssen, ihn zu begreifen und ihm eine Heimstatt zu bieten. Aber selbst diese Ausnahmemenschen ließen es bei dem W i s s e n um ihn bewenden.

Sie nahmen ihn nicht in ihr tiefstes Innere auf. Damit dürfte in freier Sprache, aber durchaus sinngemäß wiedergegeben sein, was der sonst schwer verständliche Satz besagen will: „zu den Besonderheiten gelangte er, und selbst die Besondereren nahmen ihn nicht an“.

Hier stehen wir vor einer der umstrittensten Stellen des Prologs. Die Hauptschwierigkeit verursacht natürlich die Frage, wie die griechischen Worte „*idia*“ und „*idioti*“ im Deutschen sinngemäß wiederzugeben sind. Jedenfalls erfährt mit diesen beiden Worten die Feststellung, daß sich die Welt den göttlichen Gedanken nicht anzueignen wußte, eine noch genauere Spezialisierung. Die Zuspitzung auf einen bestimmten Fall. Was hier ausgesprochen sein soll, könnte etwa folgendermaßen umschrieben werden: daß der Gedanke innerhalb der Welt im ganzen unverstanden blieb, ist nicht weiter verwunderlich. Die Masse ist und war von jeher zu stumpf, um die Größe des Schöpfungsgedankens zu erfassen und sich davon begeistern zu lassen. Zu denken gibt nur die Tatsache, daß der erhabene Schöpfergedanke nicht einmal bei den Menschen der erhabenen Eigenart — das besagt das Wort „*idioti*“ —, bei den Ausnahmemenschen, die man als die geistige Elite bezeichnen könnte, vollen Eingang fand.

Wer nicht ganz in Vorurteilen befangen ist, muß zugeben, daß dies einen klaren Sinn ergibt. Nun wird aber zunächst eine w ö r t l i c h e Übersetzung des griechischen Textes ohne Umschreibungen verlangt. Und da kann ich nur sagen: um dieser Forderung zu genügen, blieb mir nach unzähligen Versuchen und Bemühungen, so gewissenhaft als möglich zu verfahren, nichts anderes übrig, als mich zu der Übersetzung zu entschließen: „zu den Besonderheiten gelangte er und selbst die Besondereren nahmen ihn nicht an“. Zugegeben, diese Sprache ist nichts weniger als reiner Wohllaut. Aber wer

es besser kann und weiß, melde sich zum Wort. Denn daß die bekannte, in zahlreichen Varianten wiederkehrende Übersetzung „er kam in sein Eigentum und die Seinen nahmen ihn nicht auf“, unzulänglich ist, kann nicht bestritten werden.

Sie ist aber unzureichend hauptsächlich aus dem Grunde, weil ausnahmslos alle Interpreten von der Voraussetzung ausgehen, daß der Gedanke, der Logos vom ersten Vers an personifiziert zu denken und von vornherein mit Jesus Christus gleichzusetzen sei. Diese vorgefaßte Meinung macht es unmöglich, dem Aufbau des Prologs in seiner Folgerichtigkeit auf die Spur zu kommen. Sie ist dazu angetan, das in einzigartiger Weise vorbereitete Überraschungsmoment, auf das der Prolog in Vers 14 hinsteuert, in seiner Größe und Einmaligkeit außer Wirkung zu setzen. Daß der Logos, der Schöpfungsgedanke, und Jesus Christus aufeinander zu beziehen sind, ist erstmals deutlich aus Vers 14 zu entnehmen. Darauf kann nicht eindringlich genug hingewiesen werden.

„Er kam zu den Besonderheiten und die Besonderen nahmen ihn nicht an“. Wer ist dieser „er“, von dem hier gesprochen wird? Dabei ist vom Verfasser noch nicht an die Person Jesus Christi gedacht, sondern ganz allgemein an den Schöpfungsgedanken, wie er in Vers 1 geschildert ist.

Ich weiß sehr wohl, es wird dem ungeschulten Leser Mühe kosten, in diesem Fall noch mitzugehen. Ich kann ihm die Zumutung nicht ersparen, wenn anders endlich einmal Klarheit über den wirklichen Sachverhalt geschaffen werden soll. Daß in Jesus, als die Zeit erfüllt war, der Logos, wie er Gott vorschwebte, auf Erden erschienen ist, ist natürlich die volle Wahrheit. Aber diese Wahrheit wird erstmals in Vers 14 des Prologs eingeführt und aufgeführt als das Weihnachtsoratorium, zu dem das gesamte himmlische Orchester mit allen verfügbaren Kräften aufgeboten ist. Die himmlischen Musi-

kanten sind gerade ausreichend, um Himmel und Erde das unerhörte Ereignis miterleben zu lassen: in Jesus von Nazareth ist das Urbild des göttlichen Gedankens erschienen. In ihm ist das Unfaßliche Wirklichkeit geworden. Ein Mensch wie wir, Fleisch von unserem Fleisch tut der „erstaunten Welt“ die volle Wahrheit über Gott und den Menschen kund. Das ist die große Enthüllung von Vers 14: daß Jesus und der Logos eines sind. Diese Wahrheit gleich in den Anfang des Prologs hineinlesen, heißt den Helden begrüßen, längst bevor er auf der Bühne erscheint; heißt am Leitmotiv des Prologs „vom Allgemeinen zum Besonderen“ verständnislos vorübergehen.

Doch genug davon. Es ist gesagt worden, daß der Gedanke selbst unter den Besonderen, die andern Überragenden nicht vollen Eingang fand. Das muß nachdenklich stimmen und läßt die Frage aufsteigen: sollte nicht doch in jener Schar von Fortgeschrittenen eine wenn auch verschwindend geringe Anzahl von solchen gewesen sein, auf die jenes kritische Urteil in anbetracht ihres ungewöhnlichen geistigen Hochstandes nicht zuträfe? Der Anschaulichkeit halber seien hier einige Beispiele herausgegriffen.

Da wäre an erster Stelle zu nennen der Gründer der persischen Religion, Zoroaster. Im Mittelpunkt seiner Lehre steht der Glaube an den „lichten Gedanken“, durch den der Mensch zur Erkenntnis seiner ewigen Bestimmung geführt wird, wenn anders er sein Leben der Aufgabe widmet, Mitkämpfer des Erleuchtergottes gegen dessen Widerpart Ahriman, den Geist der Finsternis, zu sein. „Lichter Gedanke“, das verrät eine auffallende geistige Verwandtschaft mit den Hauptthemen des Prologs „Gedanke“ und „Licht“. Sollte dies nicht ein Zeichen sein, daß sich die beiden Geisteswelten weitgehend miteinander berührt, um nicht zu sagen gedeckt haben?

Es könnte sein, was die Ideenwelt anlangt. Aber von da bis zur lebendigen Verkörperung der Idee in der Gestalt des Heilsbringers, von dem Johannes Zeugnis ablegt, ist noch ein weiter Weg. Und Zoroaster selbst scheint den hier klaffenden Zwiespalt wohl empfunden zu haben. Weist er doch in seinen Reden des öfteren über sich selbst hinaus auf den von ihm erwarteten „Saoschyant“, den kommenden Erlöser und Erfüller dessen, was er von der hilfreichen Idee nur zu sagen, aber nicht in die Tat umzusetzen imstande war. Man ahnt mit anderen Worten, um den bestehenden erheblichen Unterschied nachdrücklich hervorzuheben, daß auch Zoroaster den im Eingang des Prologs dargelegten Gedanken als das Licht und Leben der Menschen wohl zu erkennen, der Finsternis der Unwissenheit zu entreißen vermochte, ohne doch die Kraft zu besitzen, ihn der Welt v o r z u l e b e n und ihm damit die wahre Heimstätte auf Erden zu bereiten.

Ein Gleiches scheint zuzutreffen auf die großen Philosophen Sokrates und Platon, die als Wahlverwandte in einem Atemzug genannt werden dürfen; und endlich, um noch einen weiteren von den bedeutenden Vertretern der griechischen Geisteswelt zu nennen, auf Pythagoras, der ganz ähnlich wie Jesus einen Kreis von Jüngern um sich geschart hatte und mit ihnen über Sinn und Ziel des menschlichen Daseins ständige Zwiesprache hielt. Der „Gedanke“, das Geheimnis „der unkörperlichen Bilder, mit denen sich der Gott beschäftigt und eben dadurch immer Gott ist“, war der Gegenstand ihres Suchens, Forschens und Findens. Aber — und darin liegt abermals der w e s e n - h a f t e Unterschied zwischen diesen Geistesgewaltigen und dem von Gott Erkorenen, Jesus von Nazareth — mit der gewichtigen Einschränkung, daß s i e im Suchen, ja sogar im Erkennen der Wahrheit die Höhe zwar erstiegen hatten, während in i h m, dem „Sohn des Vaters, Gott von Art“ die

Wahrheit und das Leben leibhaftig erschienen war. „Ein Beispiel habe ich euch gegeben“: welcher von den Vorangegangenen hätte dieses Wort mit solch unwiderstehlichem Selbstbewußtsein von sich sprechen können, wie dieser eine, der dadurch d a s Licht der Welt geworden ist!

Was jetzt in der Sprache des Prologs unmittelbar folgt, ist als irrealer, das heißt als bloß angenommener Fall zu verstehen, dem die Sehnsucht der Besten galt, ohne ihn in die Wirklichkeit umsetzen zu können. Gleichwohl erlaubt der Sprachgebrauch, davon so zu sprechen a l s w e n n der Fall sich tatsächlich ereignet hätte: „Wie viele freilich den Gedanken annahmen, ihnen ermöglichte er es, göttliche Wesen zu werden, sofern sie an seine Namhaftigkeit glaubten“.

Hiezu eine kurze grammatikalische und eine sprachliche Bemerkung.

Das „seine“ bezieht sich nach wie vor auf den Schöpfungsgedanken. Das im griechischen Text stehende Wort für Name haben wir mit „Namhaftigkeit“ wiedergegeben und sind überzeugt, damit den S i n n des Gesagten zu treffen. Es könnte eine Reihe von Stellen im Alten wie im Neuen Testament erbracht werden, aus denen hervorgeht, daß das Wort N a m e des öfteren lediglich Abkürzung für die Gewichtigkeit der darin beschlossenen I d e e ist. Wer sich dessen vergewissern will, schlage nach Sprüche 18, 10. Ps. 29, 2. Jerem. 32, 20. Ap.-Gesch. 3, 16. Phil. 2, 9. 1. Joh. 3, 23. — Dies lediglich zur Orientierung für Leser, denen der vorliegende Sprachgebrauch nicht vertraut ist. —

Es wird also immer noch mit der Annahme gerechnet, daß wenigstens einzelne in der Lage gewesen wären, sich den Gedanken zu eigen zu machen. Um Frucht daraus zu ziehen, hätten sie nur aus tiefster Seele an den unermesslichen I n h a l t des Gedankens glauben, ihr ganzes Leben darauf gründen

müssen. Was das besagen will, leuchtet ohne weiteres ein, wenn man sich immer wieder die ganze Fülle des Gedankens vergegenwärtigt. Wie stand zu lesen? Ein mit göttlichem Geist Erfüllter — „ein Gott“, das war der Gedanke. Menschen, die sich mit ehrfürchtigem Schauer diese Wahrheit zu eigen machten und von der Würde und Verantwortlichkeit des Gedankens durchdrungen waren, die an seine Namhaftigkeit glaubten und diesen Glauben wie ein heiliges Palladium durch alle Nöte und Schrecken der Zeit hindurch in unentweihter Reinheit trugen — sie wären auf den Weg eingemündet, der sie befähigt hätte, „göttliche Wesen zu werden“.

Man könnte natürlich auch übersetzen „Kinder Gottes zu werden“. Und dieser Verdeutschung stünde an sich nichts im Wege, denn auch mündig gewordene Söhne sind und bleiben doch zeitlebens Kinder ihres Vaters. Wenn nur das Wort von den „Kindern Gottes“, wie die Erfahrung zeigt, nicht eine ständige Verniedlichung des Gedankens in sich schlosse. Kinder Gottes, man hat sich so an dieses liebe Wort gewöhnt, fühlt sich in dieser Rolle so zufrieden, daß darüber die unerhörte Größe der bestehenden Aufgabe nahezu verloren geht. Darum wählten wir die freiere, aber durchaus sinngemäße und überdies dem Text vollkommen entsprechende Übersetzung: der Gedanke hätte ihnen die Freiheit gegeben, „göttliche Wesen“ zu werden, weil dadurch die überragende Stellung, zu welcher der Glaube an die Größe des Gedankens befähigt, weit stärker zum Ausdruck kommt.

Was der Prolog hiermit ausdrücken will, ist dem Inhalte nach, daran kann kein Zweifel sein, nichts anderes als was der gotterleuchtete Mystiker unbekanntens Namens unter den „Vergotteten“ verstand, die sich Gott zu seinen Lieblingen erkoren hat. Diese feinfühligen, in die Tiefen der Gottheit eingedrungenen Wesen, „die zerspreiteten Nerven, die in der

ausgebreiteten Endlichkeit den Widerstoß der Ungöttlichkeit zu allernächst verspüren, mit Schmerz ihm antworten und die Kunde weiterreichen. Sie auch sind die Bahnen, auf denen die Gnadenkräfte sanft und scheinlos einfließen in die natürliche Welt“. So Herrmann Büttner in seiner Einleitung zu dem „Büchlein vom vollkommenen Leben“, einem der edelsten Erzeugnisse deutschen Geistes.

Wem aber bei dem Wort von den „Vergotteten“, wem überhaupt beim Gedanken der Vergottung des Menschen nicht ganz geheuer ist, der möge sich doch nur der schon erwähnten Tatsache erinnern, daß sich der nämliche Gedanke, ja derselbe sprachliche Ausdruck bei den sanktionierten Kirchenvätern der ersten Jahrhunderte findet. So bereits bei Irenäus (um 180) und dem gewiß am allerwenigsten der Ketzeri verdächtigen Athanasius (4. Jahrhundert), von dem das kühne Wort stammt: „Gott ist Mensch geworden, damit wir vergottet würden“. —

Und was ist nächst der Liebe von oben die Kraft, durch die das Wunder der Vergottung sich im Menschen vollzieht? Es ist, in der Sprache des Prologs wiedergegeben, der Glaube an die überwältigende Größe und Herrlichkeit des Gedankens.

Dazu sei dieses gesagt:

Es sollte sich ein Bund von solchen bilden, die sich geschworen haben, das Wort vom „Glauben“ künftig nur noch in einem streng begrenzten Sinn zu gebrauchen: als Ausdruck der Kraft, die den mündig Gewordenen mit der Welt der göttlichen Ideen, insonderheit mit dem Urgedanken der Schöpfung in Einklang bringt und erhält. Der ganze Lohn- und Fronglaube alttestamentlichen Gepräges, wie auch ein historischer Glaube, der genau besehen ein bloßes Fürwahrhalten ist und sich das kühne Wort vom Glauben nur angemäßt hat, sie würden dann in Bälde als das erkannt werden, was sie in

Wirklichkeit sind: wilde Triebe an einem Edelholz, die durch entschlossenen Zugriff des Messers mit Stumpf und Stiel entfernt gehören. Welche Wirkung dieser Eingriff zeitigt, das weiß nur, wer ihn selbst gewagt hat. Aber ohne dieses Wagnis des Glaubens ist an eine Erfüllung der letzten Ziele menschlichen Daseins nicht zu denken. Die blassen Verstandes- und sentimental Gefühlsinhalte der Gesetzesreligion sind das reine Zerrbild der Welt von Geist und Gemüt, der Geburtsstätte des echten, himmelstürmenden Glaubens.

Von dem Zeitpunkt an, wo der Glaube als neue Phase des Erlebens im Menschen anbricht, beginnt die schöpferische Periode in seinem Leben. Danach hält Gott Ausschau. Die meisten Menschen warten nur immer auf das, was Gott an ihnen tun soll; bitten, flehen ihn an, daß er es vollbringe. Der Gedanke kommt ihnen gar nicht, daß Gott auch seinerseits auf den Menschen wartet. Daß er überrascht werden will durch das Wagnis des Glaubens, das der Mensch vollbringt.

Die Tat Luthers besteht in der Entdeckung der Wahrheit von der „Rechtfertigung aus Glauben“. In der Sprache von heute wiedergegeben heißt das: daß der Mensch ins rechte Verhältnis zu Gott kommt, hängt nicht von moralischem Kraftaufgebot — von den „Werken“ — ab, sondern von der kühnen Gewißheit, die zur bestimmenden Macht seines Lebens werden muß, daß es Gott erstlich auf die Gesinnung, auf die Sehnsucht nach ihm ankommt. Aus dieser inneren Haltung kommen die echten Werke oder Werte ganz von selbst. Sie sind aber dann nicht Ursache, sondern Wirkung dieses inneren Verbundenseins mit Gott.

Mit dem Wagnis des Glaubens werden die genialen Kräfte im Menschen entbunden. Damit setzt das schöpferische Werden und Gestalten in seinem Leben ein. Der Glaube an die Namhaftigkeit des Gedankens — daß er selbst zur Vergot-

tung berufen sei — gewinnt zunehmende Freudigkeit in ihm, verleiht dem sonst unfaßlichen Worte Sinn und Inhalt: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“. Das ist doch das Ziel, das Jesus dem Menschen gesteckt hat. Wer wagt es aber, damit ernst zu machen? An die schöpferischen Kräfte zu glauben, die Gott in ihn gelegt hat? An das „Fünklein“, das in dem von Gott gezeugten Menschen einen Prozeß des keimenden Lebens und Wachstums anbahnt, zu dessen Entfaltung bis zur Vollkommenheit die Ewigkeit gerade hinreicht.

Paulus datiert ein neues Stadium seines Lebens von der Zeit an, „da der Glaube kam“. Dieses Wort muß man richtig auskosten. Paulus will damit den Einbruch eines völlig neuen Ereignisses in seiner inneren Entwicklung deutlich machen; einer förmlichen Revolution mit allen Umsturzerscheinungen einer solchen. Und nicht anders versteht es ein jeder, über den eines Tages „der Glaube“ Macht gewinnt, der die Kraft zum Löwensprung in sich erstarken fühlt.

Was es mit der lebenspendenden Kraft des „Gedankens“ auf sich habe, muß nun ein-für-allemal als bekannt angenommen werden dürfen. Wer mit den Voraussetzungen, die ihm die Gesetzesreligion bietet, vorlieb nimmt, weiß nicht, was ihm entgeht. Glaube ist ein Überrennen einer ganzen Welt von Wahn und Magie; ein tollkühnes Ergreifen des Dichterwortes:

„Greife ins All nun hinein!  
Wie du gekämpft und geduldet,  
Sind dir die Götter verschuldet.  
Nimm dir, denn alles ist dein!“  
(Hebbel)

So meint es, auf das Endergebnis hin gesehen, nur in anderer Sprache auch der Prolog, wie den folgenden Worten zu

entnehmen ist, deren Zusammenhang mit den vorangehenden sinngemäß wiedergegeben sein dürfte, wenn gesagt wird: solcher Glaube würde einen überwältigenden Einfluß auf das gesamte Wollen und Tun der aus dieser Quelle Schöpfenden gewonnen und sie als Gottgezeugte bestätigt haben, die ihr bestes, wahrhaftes Sein nicht „irgend einem Geblüt oder fleischlichem Verlangen, sondern ihrem göttlichen Ursprung“ verdanken. „Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch. Und was vom Geist geboren wird, das ist Geist“. Wer „von der Erde ist, der ist von der Erde und redet von der Erde. Wer vom Himmel ist, der ist über alle“. Ein Gesetz der Geisteswelt, das kein Drehen und Deuteln verträgt. Materialist wie Idealist wird man nicht. Man ist es von Geburt.

Alles immer auf beide Geschlechter, männliches und weibliches, bezogen, läßt sich sagen: Künstler, Hüter der Wissenschaft, philosophischer Kopf, Seelsorger, Arzt, Erzieher ist allein, wer von Gottes Gnaden dazu ausersehen ist; Erfinder, Techniker, Handelsherr, Meister des Handwerks, der es „im inneren Herzen spüret, was er erschafft mit seiner Hand“, ist nur, wer die Veranlagung dazu mitbringt. Sonst war er es nie und wird es nie werden. So wenig ein Unmusikalischer mit der Zeit musikalisch oder aus einem Phlegma ein Choleriker wird. Und dem entspricht die Gegenwart. Der Schänder der Kunst in Wort, Ton und Bild, der „Brotgelehrte“, Pfaffe, Mediziner, Sklavenhalter, Krämer, der Pfuscher ins Handwerk: sie sind es von Geburt. Erst mit den Jahren stellt sich heraus und zuletzt immer deutlicher, daß sie einer anderen Welt angehören, die nichts mit der Welt derer zu tun hat, die „von oben sind“. Daß „eine große Kluft zwischen ihnen befestigt ist, daß die da wollten von hinnen hinabfahren, könnten nicht und auch nicht von dannen herüberfahren“ (Luk. 16, 26). Die Kluft besteht von Anfang an. Es steht ja alles geschrieben.

Man muß nur die Worte mit offenen Augen lesen und die überzeugenden Bilder und Gleichnisse für das Geistesgesetz im Naturgesetz auf sich wirken lassen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von den Disteln? Also ein jeglicher guter Baum bringt gute Früchte, aber ein fauler Baum bringt arge Früchte. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen“ (Matth. 7, 16—18). Fürwahr, „das ist eine harte Rede, wer kann sie hören?“ So finden die Jünger von damals — und von heute. Aber so ist die Wirklichkeit. Sie anders deuten heißt, „Gott zuliebe lügen“ (Hiob 13, 7); heißt die Tatsachensprache des Lebens umbiegen, weil man ihren Ernst sonst nicht ertragen kann.

Doch kehren wir zu der Stelle des Prologs zurück, bei der wir angelangt waren; mit der sich seine Sprache zu ihrer letzten Höhe steigert: „Und der Gedanke ward Fleisch und wohnte unter uns“.

*Et incarnatus est!*

Damit ist das entscheidende Wort gefallen, auf welches der ganze Prolog abgestimmt ist.

Alles Vorhergehende war Vorbereitung auf diese triumphale Verkündigung. Daß in Jesus der Logos erschienen, daß in ihm der Gedanke Gottes über den Menschen volle Wirklichkeit geworden ist, diese Gleichung wird erst hier vollzogen. Wer von dem Gedanken der Identität von Logos und Jesus Christus vom ersten Vers des Prologs an ausgeht, macht die unerhörte Steigerung, die sich von Satz zu Satz verrät, wirkungslos, nimmt dem Ganzen den Höhepunkt.

Es ist nicht auszusagen, welches Ahnungsvermögen der

geheimnisvollsten Begegnung von Welt und Überwelt sich in diesen Worten birgt! Welche wunderspendenden Kräfte, von denen die Kunst in Wort, Ton und Bild Jahrhunderte hindurch die stärksten Inspirationen ihres Schaffens empfangen hat, sind nicht darin beschlossen!

Und es ist nicht auszusagen, welcher Profanierung dieser göttlichen Offenbarung sich die Welt der Schriftgelehrsamkeit schuldig gemacht hat, kaum daß die frohe Botschaft auf Erden erklungen war!

Oder ist es nicht als Entweihung des Mysteriums zu bezeichnen, wenn man sich die scholastischen Erklärungsversuche vergegenwärtigt, mit denen theologische Spitzfindigkeit dem Wesen des Mittlers zwischen Gott und den Menschen auf die Spur zu kommen suchte. Wenn man feststellen muß, daß die Gestalt des auf Erden erschienenen Gottgesandten zu einem förmlichen Substanzproblem gemacht wurde, nicht viel anders, als es in der Scheidekunst geschieht, wenn ein Körper auf seine chemischen Bestandteile hin untersucht wird. Nach derselben Weise wurde auch hier verfahren, wenn ernsthaft Fragen verhandelt wurden wie diese: „Wie verteilen sich im Gott-Menschen Jesus Christus die Kräfte des Göttlichen und des Menschlichen? Wen hat Maria geboren: einen Gott oder einen Menschen? Hat sich in Christus die göttliche Substanz mit einer menschlichen vermischt oder hat sie sich in eine menschliche Substanz verwandelt? Ist der Sohn dem Vater wesensgleich oder wesensähnlich? Ist die Menschwerdung des Logos als Ausstrahlung des Vater-Gottes zu verstehen oder als Differenzierung seines Wesens? Oder ist beides einunddasselbe?“

Doch solche Anzeichen geistiger Verworrenheit bis zum helllichten Wahnsinn verrieten nicht nur die Wortführer der religiösen Sekten, der Monophysiten, Nestorianer, Docketisten, Donatisten und was hier noch alles zu nennen wäre; rasend

gewordene Mystagogen, die sich wie die Vertreter des Monophysitismus nicht scheuten, zu verlangen, daß Irrlehrer in der Frage der Person des Erlösers den wilden Tieren zum Fraß vorgeworfen werden. Die Psychose griff mit unheimlicher Geschwindigkeit um sich und zeitigte in den Kreisen des einfachen Volkes die üppigsten Blüten, wie aus den Briefen Gregors von Nyssa hervorgeht: „Frägst du einen Händler, was seine Ware kostet, so spricht er von Gezeugtsein und Nichtgezeugtsein. Willst du Fleisch kaufen, so heißt es: Der Vater ist größer als der Sohn. Frägst du, ob das Brot fertig sei, so antwortet der Bäcker: Der Sohn Gottes ist aus Nichts erschaffen“!

„*Et incarnatus est*“! In welchem Meer von Wahn und Irrtum war die Himmelsfackel dieses Wahrworts erloschen, seitdem das Weltgeheimnis darin göttlich-erhabenen Ausdruck in menschlicher Sprache gefunden hatte! Wie fühlt sich das Gemüt des seelisch gesunden Menschen von ehrfürchtigen Schauern durchdrungen, wenn er der Verkündigung des Mysteriums in den Klängen einer Messe von Palestrina lauschen darf. Was sich beim Anhören jener Worte dem empfindsamen Menschenherzen mitteilt, es ist die Ahnung einer Botschaft aus der Überwelt, die ihresgleichen in der Geschichte der Menschheit nicht hat. Und es kann in diesem Zusammenhang nicht nachdrücklich genug versichert werden, was sich jetzt der Leser mit voller, durch nichts abgelenkter Aufmerksamkeit zu Bewußtsein bringen möge: die Auffassung der welterschütternden Wahrheit von Joh. 1, 14, wie sie hier vertreten wird und durch die bisherige Einführung in die Ideenwelt des Prologs sorgsam vorbereitet wurde, hebt eine ganze Welt von abstrakten Begriffen und scholastischen Lehrmeinungen aus den Angeln. Darüber gebe man sich keiner Täuschung hin. Aber es kann versichert werden: auch nicht ein Hauch von der Himmelswahrheit, die dem gläubigen Gemüt

das Labsal seines Lebens bedeuten muß, geht verloren, wenn wir uns die volle Tragweite ihres Inhalts in dieser Form zu eigen machen:

„Und der Gedanke ward Fleisch . . .“

Der Schöpfungsgedanke. Es ist doch wohl zu hoffen, daß man allgemach einen hinreichenden Eindruck davon gewonnen habe, was es mit der erd- und himmelumspannenden Größe dieses Gedankens für eine Bewandnis habe. Daß es sich dabei um die ein Weltendrama füllende Wahrheit von Wesen und Bestimmung des Menschen handle. Der Mensch, das Ebenbild Gottes: das war der Gedanke, wie er von Ewigkeit her vor Gott stand und in Jesus mit Augen zu schauen, mit Händen zu greifen war.

Dies ist das Weihnachtsevangelium in der Sprache des Prologs zum Evangelium Johannis: in Jesus ist die Eins-werdung von Gott und Mensch Ereignis geworden.

„Deß sollt ihr billig fröhlich sein,  
Daß Gott mit euch ist worden ein;  
Er ist gebor'n euer Fleisch und Blut,  
Euer Bruder ist das ewig' Gut“.

Sprechen wir es getrost mit den Worten unserer alten Weihnachtslieder aus und wir werden zu unserer Überraschung erleben, daß uns diese Lieder so lieb und vertraut anmuten wie ein eben erst gesprochenes Gotteswort, obwohl wir doch zweifellos ganz neue Wege auf unserer Wanderung nach dem Gipfel eingeschlagen haben.

Aber es muß ja wohl so sein, weil, was von Grund aus echt und wahr ist, sich immer wieder als verwandt erkennen wird, es stamme aus alter Zeit oder von heute.

„Den aller Weltkreis nie beschloß,  
Der liegt in Marien Schoß.  
Er ist ein Kindlein worden klein,  
Der alle Ding' erhält allein“.

Um dessentwillen die ganze Schöpfung Wirklichkeit wurde. Der sie selber ins Dasein gerufen hat und weiterführt, denn: „Alles ist durch ihn — den Gedanken — geworden und ohne Beziehung auf ihn ist auch nicht eines, was es geworden ist“ (Joh. 1, 3).

Muß man nicht zugeben, daß in dieser Schau so vieles, was das Evangelium wie die geistliche Dichtung darbietet, zu neuem Leben erwacht, zu geistiger Klarheit erstarkt?

„Jauchzet, ihr Himmel, frohlocket ihr Engel in Chören!“ In Jesus ist der unfaßliche Gedanke faßlich geworden. Was sich Gott vorgenommen, es ist zu seinem Zweck und Ziel gekommen. In Jesus ist der vollkommene, der absolute Mensch erschienen. Der wahrhaftige Gott. Denn beides ist e i n e s, wenn der Gedanke seine Erfüllung gefunden hat, Gott und Mensch sind dann nicht mehr zu trennen.

Aber das eine wird man wohl sagen dürfen: zu dieser letzten Folgerung konnten wir ehemals noch kaum vordringen. Wir wagten es jedenfalls nicht, damit ernst zu machen, selbst wenn uns die Idee zuweilen wie ein Anruf aus der anderen Welt erreicht hatte.

Wie ganz anders hört und liest sich jetzt das Lied Paul Gerhardts:

„Gott wird Mensch, dir Mensch zu gute,  
Gottes Kind, das verbind't  
Sich mit unserm Blute.“

Die alten Worte stimmen, ohne daß man ihnen Gewalt antut, sie umdeutet oder gar umfälscht. Es ist alles ganz alt

und ganz neu zugleich. Die Frage des Menschen ist gelöst; die Gleichung durchgeführt: *Ecce homo!* — *Ecce deus!*

Man wird einwenden: „Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß ein Luther und Paul Gerhardt, ein Gellert und Tersteegen, ein Lavater und Zinsendorf und wie sie alle heißen mögen, die hier genannt werden müßten, bei ihren geistlichen Dichtungen aus derselben Quelle wie Du geschöpft haben. Die standen auf dem Boden des Dogmas und sind davon um keinen Fingerbreit abgewichen“.

Ich denke nicht daran, das zu bestreiten; so wenig es in meiner Absicht steht, die Dogmen wahllos abzulehnen oder zu bekämpfen. Ich meine aber dieses: in der Kurzschrift des hochwertigen Dogmas deutet sich ein verborgener Sinn an, und in diesem hinter den Worten sich bergenden Sinn von Gott und dem Erlöser können Väter und Söhne sich durchaus einig sein. Und daß sie dort, wo man den Worten auf den Grund geht, sich treffen und zusammengehören, das ist es, was ich sagen möchte.

„Der Gedanke ward Fleisch und wohnte unter uns und wir sahen seinen Reichtum. Einen Reichtum, zu vergleichen dem eines einzigen Sohnes von einem Vater.“

Man weiß, wie die Luther'sche Übersetzung des griechischen Textes in diesem Falle lautet: „Eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater“. Ohne weiteres taucht bei diesen Worten die Vorstellung von der zweiten Person der göttlichen Dreieinigkeit auf, die in Jesus Christus Mensch geworden ist. Und hier muß sich nun allerdings, wem noch die dogmatische Begriffswelt anhaftet, zu einem Zugeständnis bereit finden, das ihm nicht leicht fallen mag. Er muß aber bei genauer Prüfung des Urtextes zugeben: diese Worte des Prologs haben mit der üblichen Auffassung vom „eingeborenen Sohn des Vaters“, von der auch Luther nicht abge-

wichen ist, nichts zu tun. Der Fall liegt anders. Der Verfasser des Prologs will den ganzen Reichtum, die Fülle der Wahrheit, die der Gedanke in sich schließt und die in Jesus sichtbar geworden ist, so deutlich als möglich machen und wählt dazu ein Bild aus dem Alltag. Da ist ein Sohn, das einzige Kind eines Vaters und damit der Alleinerbe des ganzen väterlichen Vermögens. Das wird dem Seher zum Bild und Gleichnis. So wie ein einziger Sohn eines menschlichen Vaters schlechthin alles erbt, was dieser besitzt, so zeigte sich der Gottes-Sohn Jesus unseren erstaunten Blicken als Universalerbe göttlichen Reichtums. Der Urgedanke der Schöpfung offenbarte sich in ihm in seiner ganzen, bis dahin ungeahnten Größe und Herrlichkeit.

Es könnte nur störend wirken und scheint um des einwandfreien Sachverhaltes willen auch nicht nötig, erst ausführliche grammatikalische Begründungen der hier vorgetragenen Übersetzung zu erbringen. Nur eines sei hervorgehoben, weil es dem sprachkundigen Leser ohne weiteres zu denken geben muß. Im griechischen Urtext ist nicht von „dem Vater“ die Rede — wobei sofort der Gedanke an den göttlichen Vater nahe liegt — sondern von „einem Vater“. Einem beliebigen menschlichen Vater, der sich in der Lage befindet, einen einzigen Sohn und Alleinerben zu besitzen und deshalb zum Vergleich dienen kann. Und dasselbe trifft auf den Sohn zu. Im Grundtext steht nicht von „dem Sohn“ zu lesen, sondern von „einem Sohn“, einem einzigen Kind eines menschlichen Vaters. — Damit dürfte sich die Stichhaltigkeit unserer Übersetzung rechtfertigen. —

Wir schauten den Reichtum des Gedankens, sagt der Prolog, und empfanden ihn als Beglückung! Als „wahre Gnade“. Dabei wäre das Wort *wahre* lebhaft zu unterstreichen. Gibt es doch auch noch eine andere Art von „Gnade“, die

nichts weniger als beglückend ist, und dazu wird hier mit Betonung die e c h t e Gnade in ausschließenden Gegensatz gestellt. Die Frage wird im weiteren Verlauf noch ihre befriedigende Klärung finden.

Von dem in Jesus verwirklichten göttlichen Gedanken legt Johannes mit erhobener Stimme Zeugnis ab, wenn er ruft: „Dieser war es, von dem ich sagte, der nach mir kommt, war eher denn ich“. Weil er die Erfüllung eines allerfrühsten, die gesamte Weltgestalt bedingenden Gedankens war. Als Inbegriff dieses Gedankens war jener, obwohl zeitlich „nach mir kommend, eher als ich“.

Hier sind wir abermals an einer entscheidenden Stelle des Prologs angelangt, von der aus ein helles Licht auf ein Wort des Johannesevangeliums fällt, das den Dogmatikern der alten Schule von jeher als eines der stärksten Argumente ihrer Beweisführung gegolten hat. In Joh. 8, 57—58 steht zu lesen: „Da sprachen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und willst Abraham gesehen haben? Jesus sprach zu ihnen: ehe denn Abraham ward, bin ich“. Ein schwerwiegendes Wort, das seinen Eindruck auf niemand verfehlen kann. Und wiederum ist zu sagen: nichts von seiner Tiefe geht diesem Wort verloren, wenn wir es künftig in dem Sinne verstehen, der uns bis hieher einen untrüglich sicheren Weg gewiesen hat. Wenn in Jesus der Urgedanke Gottes über den Menschen seine Erfüllung gefunden hat, wenn er in ihm leibhaftig erschienen ist, wie jetzt in voller Klarheit erschaut werden kann, dann ist auch das Wort „ehe denn Abraham ward, bin ich“, in hellstes Licht getaucht und eine der festesten Stützen alles bisher Dargelegten geworden. Ein Beispiel mag das bekräftigen.

Bekannt ist das Wort des Mystikers Angelus Silesius:

„Die Rose, die allhie dein äußeres Auge sieht,  
Die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht“.

Das will sagen: die Rose, die vor dir auf dem Tische steht und dein Herz erfreut, ist nur die sinnenfällige Erscheinung der I d e e Rose, die von Ewigkeit her gewesen ist. So weiß sich auch Jesus als Erscheinung der Uridee des Menschen; des Gedankens, der Gott von Anbeginn an beseelt und zu seinem Schaffen bewogen hat.

Und abermals sei die Frage gestattet: verliert bei dieser Auffassung das Mysterium, das dem Wort „ehe denn Abraham ward, bin ich“ innewohnt, auch nur einen Deut von seiner Größe und Erhabenheit? W ä c h s t es damit nicht fort und weiter bis ins Ungeheure, doch so, daß ihm jetzt der Charakter des M i r a k e l s entzogen ist und das M y s t e r i u m dafür an seine Stelle tritt. Das wahrhaft Göttliche, dem höchste Ehrfurcht gebührt?

In diesem Zusammenhang sei noch ein weiteres Wort des Neuen Testaments genannt, das, von hier angestrahlt, ebenfalls in neuem Lichte erscheint, ja zweifellos erst seinen ursprünglichen Sinn wiedergewinnt. Es findet sich im Brief an die Kolosser 1. 16, 17, wo Paulus von Jesus Christus, dem „Ebenbild des unsichtbaren Gottes, dem Erstling der gesamten Schöpfung“ sagt: „Es ist alles durch ihn und zu ihm geschaffen; er ist vor allem und es besteht alles in ihm“. Die bisherige Auffassung dieses Wortes mußte ein der dogmatischen Sprache entwöhntes Ohr als typisches Beispiel von theologischer Grübelei anmuten. Aber nur deshalb, weil man in diese Texte immer wieder theologische Spekulationen hinein getragen hatte. Ich frage: gewinnen dieselben Worte in der jetzt gewonnenen Schau nicht ein völlig neues Aussehen? Als Träger des Gedankens, der der ganzen Schöpfung zu-

grunde liegt, ist Jesus Christus in der Tat „vor allem und es besteht alles in ihm“. Durch ihn und „auf ihn hin“, auf den vollkommenen Menschen hin ist alles geworden, was es geworden ist. Wer bis hierher aufmerksam gefolgt ist, wird diesem Gedanken einen klaren Sinn abgewinnen. Er muß nur Jahrhunderte altes Gedanken-Spinnengewebe bei Seite räumen, um deutliche Sicht zu bekommen, und das ist allerdings unbequem.

Jetzt erst wird das Wort des Johannes voll verständlich:

„Dieser eine, der nach mir kommt, war längst vor mir da“. War er doch, auf die Idee hin gesehen, die er verkörperte, längst vor Johannes, ja vor Abraham. — Ein Schleier um den andern fällt damit von unseren Augen. Man sieht mit wachsendem Staunen, was im Menschen ist, wenn sein Bild, wie von den Wolken des Himmels getragen, auf Erden erscheint. Nur muß immer wieder nachdrücklich betont werden: dieses Bild vom Menschen, das in Jesus erstmals in himmlischer Glorie auf Erden erschienen ist, es ist das uranfängliche Bild, das in den Tiefen eines jeden von Gott gezeugten Menschen ruht und einmal offenbar werden wird. „Wer aus dem Geist geboren ist“ (Joh. 3, 8) oder „wer von Gott geboren ist“ (Joh. 5, 18), der trägt dieses Bild der Anlage nach in sich; es harret wie ein künstlerischer Entwurf nur noch seiner Vervollendung.

Von Satz zu Satz steigert sich von da an die Sprache des Prologs, wo er von der Menschwerdung des Gedankens und ihrer Wirkung auf die dafür empfindlichen Menschenherzen spricht. So wenn wir weiter lesen: „Ja, wahrlich, durch seine Erfüllung nahmen wir alle“. Durch die Erfüllung des Gedankens in Jesus. Wurde dadurch doch, was bis dahin nur ganz wenigen zu teil werden konnte, die Erkenntnis des letzten Lebenszweckes und -zieles, uns allen zugänglich. Und das be-

deutet ein immer neues Beschenktwerden, ein ständiges Nehmen. Der Sprachgebrauch ist hier derselbe, wie wenn einer von einem anderen, ihm weit überlegenen Menschen sagt: man fühlt sich fortwährend bereichert durch ihn, der Umgang mit ihm ist ein dauerndes „Nehmen“. So ist hier von Jesus als dem Erfüller des Gedankens gesagt: wir alle haben von ihm immerzu genommen.

Damit aber über allen Zweifel erhaben sei, worin denn solches Nehmen bestanden habe und noch bestehe, wird zu allem Überfluß hinzugefügt: wir empfangen durch ihn „Gnade anstatt Gnade“. Sagen wir gleich deutlicher, den Inhalt des unmittelbar folgenden Verses damit vorwegnehmend: was der von Jesus innerlich erfaßte Mensch erlebt, ist ein Hinnehmen von wahrer Gnade statt eines bloßen Scheinbildes von Gnade. Zu dieser Wiedergabe des Textes berechtigt das kleine, von den meisten Übersetzern verkannte Wörtlein „anstatt“: wir empfangen von Jesus Gnade anstatt „Gnade“. Das hat seinen ganz besonderen, ja tendenziösen Sinn, wie aus dem nächsten Satz hervorgeht. „Denn das Gesetz wurde durch Moses gegeben, die wahre Gnade wurde durch Jesus Christus Wirklichkeit“. Der Verfasser stellt sich damit in ausschließenden Gegensatz zu der Auffassung, die dem von Moses gegebenen Gesetz höchste, ja göttliche Verehrung zollte. Er will sagen: was Moses seinem Volke brachte, das Gesetz, war eine höchst zweifelhafte „Gnade“, selbst wenn es einem Menschen gelänge, seine unzähligen Forderungen zu erfüllen. Die wahre Gnade, die an die Stelle des gesetzlichen Zwangs die „freie Neigung“ (Schiller) rückt, ist durch Jesus Christus Wirklichkeit geworden und damit dem Wahn Einhalt geboten, daß der Moralist durch des Gesetzes Werke das Ziel der Vollkommenheit erreichen könne.

Den Kommentar zu diesen Worten liefert mit unzähligen

Beispielen die Geschichte der Jahrtausende. Immer wieder hat der Mensch versucht, durch eigenes Bemühen den Weg nach oben zu erklimmen, hat Moral an die Stelle von Religion gesetzt — und ist gescheitert. Nicht, als ob ein „Ewig-strebend-sich-Bemühen“ des Menschen bedeutungslos wäre. Die sittliche Verpflichtung dazu ist unerläßlich. Aber entscheidend ist zum Ende nicht des Menschen Tun, sondern die „Liebe von oben“; die göttliche Liebe, der sich der Mensch in die Arme werfen muß. Nicht das menschliche *I c h* gibt den Ausschlag, sondern das göttliche *D u*. Hier scheiden sich die beiden Wege, zwischen denen der Mensch zu wählen hat. Der eine führt zur Selbstvergötterung, der andere zur Vergottung. „Sehe jeder, wie er's treibe!“ —

Was Moses dem jüdischen Volk und weit darüber hinaus der Mehrzahl derer, die sich heute Christen nennen, mit dem Gesetz bescherte, war im Vorhergehenden als zweifelhafte Gnade bezeichnet. Das ist sehr milde gesagt. Paulus spricht von einem wahren „Fluch des Gesetzes“. Der Ausdruck dürfte im buchstäblichen Sinn des Wortes verstanden werden, wenn man an die „Gnadenerweise“ denkt, die beispielsweise in den Kapiteln 27 und 28 des 5. Buches Mosis aufgezählt sind und in der Verheißung gipfeln: „Verflucht sei, wer nicht jedes Wort dieses Gesetzes erfüllt“.

Es gilt aber den Begriff des Gesetzes in seinem weiteren Sinn zu fassen, wenn man verstehen will, warum es von Paulus als Fluch empfunden und benannt wird.

Das ganze in Nichtigkeiten sich verlierende, „Mücken sehende und Kamele verschluckende“, im äußeren Gebaren als korrekt erscheinende, die seelische Gemeinschaft zwischen Mensch und Mensch im Zusammenleben und -arbeiten erstickende, sich selbst und den andern die Freude am eigenen Sein vergällende Wesen ist unter den Begriff des Gesetzes und sei-

ne Auswirkung als Gesetzmäßigkeit zu fassen; die geistige Atmosphäre, die das politische, soziale, gesellschaftliche Leben, das Verhältnis von Staat zu Staat, von Volk zu Volk, von Arbeitgeber zu Arbeitnehmer, von Ständen und Berufen zueinander verflacht und entseelt hat.

Erschwerend für das Verständnis des Sachverhalts ist nur, daß unsere Sprache ein und dasselbe Wort *G e s e t z* für zwei sich ausschließende Begriffe hat. Gesetz, das kann der erschöpfende Ausdruck für die ewige Harmonie als tragenden Grund des gesamten Weltalls sein, in dessen Geheimnis fortgeschrittenen Geistern Einblicke vergönnt sind, so daß sie ihren suchenden Mitmenschen zu Wegbereitern in die höheren Regionen werden können. Und dasselbe Wort ist die Bezeichnung für einen Kodex von Vorschriften, das „Gesetz Mosis“, vor dessen „Sauerteig“ Jesus nachdrücklich warnt (Luk. 12, 1); auf dessen Gefahr jeder mit der Zeit aufmerksam werden muß, der die geistige Atomzertrümmerung von heute auf ihre letzten Ursachen prüft. Voraussetzung ist nur, daß er dem Dämon auch in sich selbst auf die Spur gekommen ist. Das Recht und die Pflicht, a n d e r e n darüber die Augen zu öffnen, hat jedenfalls nur, wer den Schrei nach Erlösung vom „Fluch des Gesetzes“ in seinem eigenen Inneren vernommen hat.

Wird nunmehr verständlich, wenn man sich dies alles gegenwärtigt, warum die „Gnade“, von der ehemals die Rede war, als eine höchst fragwürdige, zweifelhafte Gnade bezeichnet und ihr die in Jesus erschienene Himmelsmacht der Liebe als die w a h r e Gnade entgegengesetzt wird? Was sich in d i e s e r Gnade auf tut, ist für die dafür restlos Aufgeschlossenen die Erlösung von dem Übel, um die die Christenheit seit zwei Jahrtausenden im Vaterunser bittet, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, daß sie mit spärlichen Ausnahmen das Gegenteil von dem l e b t, was sie e r s e h n t; daß sie den

Sinn dessen, worauf es Gott ankommt, die Liebe „dahinten läßt“ (Matth. 23, 23).

Jetzt aber noch dieses. Im Text des Prologs wird die *zweifelhafte* und die *echte* Gnade offensichtlich noch durch die ihnen beigegebenen Zeitwörter in unverkennbaren Gegensatz zueinander gestellt, wenn gesagt ist: „Das Gesetz wurde durch Moses nur gegeben, auferlegt; die wahre Gnade wurde durch Jesus Christus Wirklichkeit“. Für den Sprachkenner ist diese Antithese, so sollte man meinen, gar nicht zu übersehen; und doch ist damit dem von Moses gegebenen unerfüllbaren und ungenießbaren Gesetz des Buchstabens das durch Jesus Christus offenbarte erlösende „Gesetz der Freiheit“ nachdrücklich als ausschließender Gegensatz gegenübergestellt. Wie war es möglich, daß dieser klare Sachverhalt noch von keinem der bisherigen Übersetzer berücksichtigt wurde?

„Gnade anstatt Gnade.“ Rein auf die sprachliche Form hin gesehen könnte, was damit gesagt sein will, nicht besser veranschaulicht werden, als an einer Stelle bei Schiller, in der *Sein* und *Schein* in wahrhaft meisterlicher Prägnanz einander gegenübergestellt werden: „Sei unter Königen ein König!“ —

Und nun zum Ende des Prologs.

„Einen Gott hat keiner jemals gesehen. Der einzige Sohn, der in den Schoß des Vaters hineingelangt ist, der ging den Weg voran“.

Mit diesen Worten greift der Prolog zurück auf den Anfang. Wie stand zu lesen?: „Und ein Gott — das war der Gedanke“. Ein von göttlichem Geist erfüllter Mensch, das war das Ziel der Gottheit von Ewigkeit. Mögen vor Jesus auch Ansätze dazu in der Geschichte aufzuweisen sein, wie wir ge-

sehen haben; das Ziel in letzter Vollendung hat keiner erreicht. Ein einziger Sohn, der durch völliges Eingehen auf den Willen Gottes gleichsam in den Schoß des Vaters, in sein innerstes Wesen eingedrungen ist, der ging den Weg voran.

Hierzu eine kurze Bemerkung sprachwissenschaftlichen Inhalts.

Der Schluß des Prologs stellt eine gewaltige Apotheose dar. Um sie in ihrer ganzen Größe und Überzeugungskraft sicherzustellen, kommt alles auf die treffende Verdeutschung des entscheidenden Wortes „*exegesato*“ an. Wie lautet die Übersetzung bis heute? „Er hat es uns verkündet“. Schlägt man im Lexikon nach, so findet sich: das einschlägige griechische Wort hat in erster Linie die Bedeutung „Führer-sein, Vorangehen, den Weg zeigen“. Und genau das ist es, was dem Prolog seinen grandiosen Schluß verleiht. „Der hat den Weg gezeigt!“

Und damit kein Zweifel darüber bestehe, daß mit dieser Übersetzung der Schluß des Prologs im Sinne des Verfassers wiedergegeben sei, ziehe man zum Vergleich die Geschichte von der Verklärung Jesu nach der Überlieferung von Lukas 9, 28—35 heran. Dort lautet die Stimme von oben, die sich zu Jesus bekennt, genau nach dem Urtext: „Dieser ist mein erwählter Sohn, höret auf ihn!“ Welchen Sinn könnte das Wort vom erwählten Sohn haben, wenn damit nicht gesagt sein sollte, daß das Los auf den *einen* fiel, der den Weg zur Vollendung nicht nur erkannt hatte, sondern „voranging“.

Damit kehren wir zu einem im Vorhergehenden bereits berührten Gedanken zurück, wenn wir die Frage aufwerfen und damit zugleich dem Kritiker das Wort erteilen: „So wäre also der Weg, den Jesus gegangen ist, derselbe Weg, den auch wir gehen sollen? Um zu demselben Ziel zu gelangen? Kann das im Ernst der Weisheit letzter Schluß sein, die der Prolog verkündet? Der schuldbeladene Mensch soll an die Seite des

Erlösers treten? Soll es ihm womöglich gleich tun und zum Sohne werden in demselben Sinn, wie Jesus „Sohn Gottes“ war?“

Die Entgegnung darauf kann nur so lauten: wer verlangt denn von uns gewöhnlichen Sterblichen, daß wir den Grad der Vollkommenheit Jesu erreichen? Niemand verlangt es. Auch das Wort „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“, kann nicht in entsprechendem Sinne gedeutet werden. Nichts steht dem wahren Verständnis dieses Wortes so im Wege, wie die übliche Vorstellung von Vollkommenheit im Sinne von Fehlerlosigkeit, Sündlosigkeit; also die sattsam bekannte moralische Auffassung. Es ist in diesem Falle überhaupt nur eine Deutung möglich, die Sinn und Vernunft hat: die absolute Vollkommenheit des Vaters zu erreichen kann nun und nimmermehr unsere Aufgabe sein. Wenn nur ein jeder im Verhältnis zu seiner Veranlagung das Letzte an gutem Willen aufbringt und sich im übrigen der göttlichen Führung vertrauensvoll überläßt, dann erfüllt sich der Sinn jener Forderung. Nur daß das Wort vom guten Willen auch wirklich in seinem vollen Ernst genommen werde! Bringt der Mensch, getragen von der Liebe von oben, solchen grundguten Willen bis zum Ende seines Lebens auf, so winkt ihm das Ziel seiner göttlichen Bestimmung. Daß er als Mensch, der er ist oder war, mit Sünde und Schuld behaftet, siebenzigmal siebenmal gestrauchelt ist, stellt den Ausgang der Geschichte nicht in Frage. Weil der Vater die Liebe ist, der den Menschen eines guten Willens „ihre Sünden nicht zurechnet“ (2. Cor. 5, 19).

So Paulus. Und diesem Verkünder der herrlichen Freiheit der Söhne Gottes tritt an die Seite ein anderer aus viel späterer Zeit. Aber einer, der das Kernstück des Evangeliums erfaßt hat. Das ist Schiller, dem wir das Scherwort verdanken: „Vor einer Vernunft ohne Schranken ist die Richtung

zugleich die Vollendung und der Weg ist zurückgelegt, sobald er eingeschlagen ist“. Zugegeben, dieses Wort ist eine Eingebung des Genies und verlangt zu seinem Erfassen eine gewisse kongeniale Veranlagung. Tatsache ist, daß damit eine letzte Erkenntnis, zu der uns das Evangelium Mut machen will, gewonnen und wiedergegeben ist.

Die Ewigkeit ist lange und das Ziel der Sehnsucht, das der Mensch hier auf Erden nicht erreicht hat, bleibt bestehen und winkt ihm als Erfüllung, wenn er den guten Kampf des Glaubens gekämpft hat. So zwar, daß zum Ende alles zu seiner Vollendung kommt: Jesus, „der Erstgeborene unter vielen Brüdern“ (Römer 8, 29), in dessen Bild sie alle, die seinem Beispiel gefolgt sind, „hineinverwandelt werden sollen“ (2. Cor. 3, 18).

Der große Bruder zieht die kleinen nach sich.

Hier, am Schluß des Prologs angelangt, überprüfen wir noch einmal das Ergebnis unserer Untersuchungen. Da zeigt sich denn, daß in ihrem Verlauf eine Reihe von Fragen aufgetaucht sind, zu denen wir noch Stellung nehmen müssen, wobei mehrfach Gedanken und Prägungen wiederkehren, die aus dem Vorhergehenden bereits bekannt sind. Diese Wiederholungen sind beabsichtigt, wo es sich um grundlegende Wahrheiten handelt, die nicht oft genug herausgestellt werden können, bis sie dem Leser zum unverlierbaren geistigen Eigentum geworden sind.

Es geht zunächst um die Frage: ist die durch den Prolog hindurchschimmernde Gottesidee mit der durchschnittlichen Gottesvorstellung vereinbar?

Soll die Antwort darauf in kürzester Form gebracht sein, so müßte gesagt werden, daß sich die beiden nicht miteinander vertragen. Solange wir im Gedanken an Gott immer

noch bei dem ausschließlich jenseitigen, im Grunde als unnahbar empfundenen, wie ein *deus ex machina* in den Weltenlauf eingreifenden Machthaber verweilen, solange wird uns auch die Geisteswelt des Prologs mit ihrer völlig anders garteten Gottesidee unzugänglich sein und bleiben. „In Ihm leben, weben und sind wir“: nur wem die Ahnung dieses Geheimnisses aufgegangen und mehr und mehr zur Gewißheit geworden ist, von der er sein ganzes Sein und Leben getragen fühlt, wird den „Prolog im Himmel“, der sich in Joh. 1, 1—18 auftut, als die große Offenbarung erleben, aus der ihm die beglückende Wahrheit zuströmt:

„Was ist näher noch als nah? — Gott ist da!“

Eine Idee, die noch einer Ergänzung bedarf.

Der Begriff des Geistes, seiner Wesensart und Wirkungsweise, muß förmlich neu *g e s c h ö p f t* werden, wenn wir ihn wieder als Kraftstrom verspüren sollen. Für den an sich selbst unsicher gewordenen Menschen war er zu einer von der Wirklichkeit losgelösten, abstrakten Größe geworden. Dementsprechend die Gottesidee. Gott galt als der ganz andere, in ferner Einsamkeit thronende, der zwischen sich und der sündigen Welt die Scheidewand aufgerichtet hatte. Diese Scheidewand wurde nicht mehr als die Trennung empfunden, die der *M e n s c h* von sich aus im Gefühl seiner Unwürdigkeit Gott gegenüber gezogen hatte, sondern als die von *G o t t* gesetzte Schranke zwischen ihm und der Welt. Dem vom gesetzlichen Denken noch nicht frei gewordenen Menschen erscheint Gott immer als der Unheimliche, der erst durch Opfer und Gebete versöhnt werden muß. Das ist gerade das Gegenteil von dem, was Paulus im zweiten Brief an die Corinthen seinen Lesern klar zu machen sucht: „Gott, der in Christo war, versöhnte die Welt mit sich, indem er ihnen ihre Sünden nicht anrech-

nete“. Nicht Gott mußte versöhnt werden, sondern der *M e n s c h*. Er muß zu Gott ins rechte Verhältnis kommen, die Furcht vor ihm loswerden.

Schon im zweiten Jahrhundert nach Christus war der bezeichnenderweise als Ketzer verrufene Marcion der Vermutung auf der Spur, daß der von Jesus verkündete Vater-Gott durch geschickte Schachzüge der geschworenen Gegner dieser Heilandsbotschaft wieder ausgeschaltet und aufs neue in den himmlischen Despoten verwandelt wurde, als der er bis zum heutigen Tage weiterlebt. Unter der Einwirkung dieser Vorstellung trat die uranfängliche Absicht Gottes mit dem Menschengeschlecht je länger je mehr in den Hintergrund, bis die Idee „Gott schuf den Menschen Ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn“ so gut wie verloren ging und die Frage der menschlichen Sünde und Schuld an vorderster Stelle stand.

Es wäre unrecht zu behaupten, daß bei der Betonung der Wahrheit von der göttlichen Bestimmung des Menschen dem irdischen Geschlecht zu viel Ehre angetan werde und das Wort von „der Welt Sünde“ darüber zu kurz komme. Dazu ließe sich nur sagen: die menschliche Sünde als tragisches Verhängnis zu leugnen oder auch nur zu verharmlosen, müßte sich in der Tat bitter rächen. Aber so gewiß diese Tatsache zurecht besteht und seit zwei Jahrtausenden im Mittelpunkt der christlichen Predigt stand, so über die Maßen beglückend und erhebend ist es, festzustellen, daß im Prolog dieser unbestreitbaren Wahrheit *z u m T r o t z* die Botschaft von der Würde und der ewigen Bestimmung des Menschen jubelnd erklingt wie der Sang der Lerche am Ostermorgen über Gräbern und Modersteinen. Gott — *e b e n n i c h t* der Ferne, Gekränkte, Zürnende; nein der ganz Nahe, der im Menschen sein wenn auch noch so entstelltes Ebenbild sehen will und endlich zu Ehren bringen wird. In *d e m* Menschen jedenfalls, der es mit Stau-

überbieten ist, den Weg, der aus dem Dunkel ins Helle führt. Er geht über Jesus, den Mittler. Er führt aber in der Folge zu demselben Ziel, zu dem unser großer Bruder, der „Erstgeborene unter vielen Brüdern“, uns voranging.

Wem diese Idee bedenklich erschiene, dem könnte nur erwidert werden, daß er sie noch nie in ihrer wahren Gestalt erschaut hat. Freilich geht ihm darüber dann auch das Herzstück des Evangeliums verloren; die Zusage, die in dem letzten Gebet Jesu für die Seinen Ausdruck gefunden hat: „Ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die Du mir gegeben hast, daß sie eins sein sollen wie wir“. Denn was wollen diese Worte anderes besagen, als daß Jesus denen, die durch ihn zum Glauben gekommen sind, an dem ganzen unermesslichen Reichtum, dessen er selbst teilhaftig geworden ist (Joh. 1, 14), Mitanteil gewährt; daß sie durch ihn in die Sohnschaft voll aufgenommen werden. — Dieses fürs erste.

Damit aber nicht genug: wer sagt denn, daß das Ziel der göttlichen Bestimmung des Menschen heute oder morgen oder überhaupt schon in den Grenzen eines irdischen Daseins erreicht werden könne? Das wäre natürlich ein absurder Gedanke, der die Idee der Vergottung des Menschen mit Recht als Verstiegenheit kennzeichnen müßte. Nur wer auf Unendlich einstellt — es kann nicht nachdrücklich genug gesagt und unterstrichen werden — vermag den Gedanken (Joh. 1, 1) zu fassen. Erst im Unendlichen schneiden sich die Parallelen Gott und Mensch. Aber die Gewißheit, daß dem so ist, gehört zum untrüglichen geistigen Besitz dessen, der in der neuen Welt heimisch geworden ist.

Hiemit ist denn auch zugleich die unsichtbare, in menschlicher Sprache nicht näher zu bestimmende Grenze zwischen der Gattung „Mensch“, soweit sie diese Bezeichnung über-

haupt schon verdient, und dem Menschen Jesus gezogen. In Jesus ist Wirklichkeit geworden, was nie zuvor in einem menschlichen Leben Ereignis geworden ist: die vollkommene Einheit von Mensch und Gott. Worin der entscheidende Unterschied zwischen ihm und uns besteht, darüber sind die seltsamsten Vermutungen aufgetaucht und aus den Vermutungen wunderliche Theorien entwickelt worden, über die sich zum Ende nur sagen läßt: „Wir können nur raten und meinen“. Hier heißt es, sich bescheiden und das Unerforschliche auf sich beruhen lassen.

Das alles stellt die Tatsache der vollen Menschheit Jesu nicht in Frage. Ein Gedanke, der seine Bestätigung findet durch das Wort des Paulus in 1. Cor. 15, 45 ff: „Der erste Mensch Adam ward zu einer lebendigen Seele und der letzte Adam zum Geist, der da lebendig macht . . . Der erste Mensch ist von der Erde und irdisch; der andere Mensch ist der Herr vom Himmel . . . Und wie wir getragen haben das Bild des Irdischen, also werden wir auch tragen das Bild des himmlischen.“ Mit Jesus ist also die Idee Mensch, wie sie Gott von Anfang an vorschwebte (Joh. 1, 1), sozusagen neu aufgegriffen und als zweiter Adam in Erscheinung getreten.

Doch zurück zum Hauptgedanken, von dem wir ausgingen. Wer sagt denn, daß wir der geistigen Führung Bedürftigen den Vorrang des einen, der uns im Sturm auf das Himmelreich voranging, erlangen müssen und werden, um das Ziel unserer göttlichen Bestimmung zu erreichen? Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert. Und doch gilt, wer aus Wenigem das Menschenmögliche gemacht hat, dem Herrn zum Ende um nichts geringer, als der über viele Güter gesetzt war. Das ist eine der göttlichen Antinomien, an die sich die Fassungskraft des Menschen erst gewöhnen muß, um sie in ihrer ganzen Größe zu ermessen.

Und endlich: wer möchte als Mensch, der Erfahrungen gesammelt hat, nach wie vor frisch-fröhlich des Glaubens leben, daß ohne weiteres an den Nächst-besten gedacht sei, wenn vom Menschen die Rede ist und von seinem höchsten Streben, das in der Sehnsucht gipfelt: „Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglich-lichen Zeit“ (Goethe). So zart besaitet ist der Jedermann weiß Gott nicht, daß er bis zum Zerbrechen „an der vergänglich-lichen Zeit leidet“. Er weiß sich recht gut mit ihr abzufinden. Und wiederum Goethe, wenn er dafür hält: „Wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich“.

Damit wäre der Einwand gegen jene allzugemütlliche Vorstellung, daß ausnahmslos jedem das höchste Ziel winke, immer noch auf die delikateste Weise vorgebracht. Er hat anderwärts ungleich viel bestimmtere Formen angenommen. So bei Jesus selbst. Er unterscheidet deutlich zwischen solchen, die von oben und den andern, die von unten her sind; zwischen denen, die nicht von dieser Welt stammen, und der Welt, die den Geist der Wahrheit nicht empfangen kann, denn sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht; zwischen den Berufenen und den Auserwählten. Er spricht von den *w e n i g e n*, die den schmalen Weg, der zum Leben führt, finden. Von der kleinen Herde derer, auf denen das Wohlgefallen des Vaters ruht.

Was ist der Sinn dieser offenkundigen Auslese? Wir wissen es nicht und es hat nicht unsere Sorge zu sein. Wie *n a c h* diesem Erdenleben die Geschehnisse der einzelnen verlaufen, wird sich zeigen. Im Blick auf Gottes Walten kann der Glaube genügen:

„Er, der einzige Gerechte,  
Will für jedermann das Rechte.  
Sei von seinen hundert Namen  
Dieser hochgelobet. Amen“. (Goethe).

Dies alles mußte ins klare Licht gerückt werden, um das Wort von der „Vergottung“ vor Spott und Lästerung sicherzustellen. Man weiß, wie sehr der stets verneinende Geist dazu neigt, das Erhabene ins Lächerliche zu verkehren. Wie sagt Mephistopheles beim Anblick der im heiligen Ernst ihres Amtes waltenden Engelsgestalten, die Faustens Unsterbliches umschweben: „Ein kleiner Zug am Mund, so ists getan“. Dann ist die Karikatur fertig. — Dagegen muß die Idee der Vergottung des Menschen geschützt werden.

Um aber die Wahrheit, auf die zum Ende alles ankommt, noch einmal in voller Deutlichkeit herauszustellen, sei noch dieses gesagt: nichts hieße die erhabene Idee des Prologs größer entstellen, als wenn dem Gedanken Eingang gewährt und Vorschub geleistet würde, daß der Mensch in dem gefallenem Zustand, in dem er sich nachgerade befindet, durch bloße Anspannung und Steigerung seiner *n a t ü r l i c h e n* Kräfte dem Ziel seiner göttlichen Bestimmung nah und näher käme. Das wäre nichts als Selbstbetrug. Nur wenn der neue Mensch Jesus Christus von dem alten Adam Besitz ergriffen hat und zur führenden Geistesmacht in ihm geworden ist, öffnet die Überwelt ihre Pforten.

Das rührt an eine schon angedeutete wichtige Frage, mit der wir uns jetzt noch gründlicher befassen wollen. An die Frage des „anderen Menschen, der vom Himmel ist“ (1. Cor. 15, 47), Jesus Christus.

Es wäre ein bedauerlicher Kurzschluß, wenn man aus den vorstehenden Ausführungen entnehmen wollte, daß hier also der Glaube an die Gottheit Christi preisgegeben sei. Ich möchte umgekehrt dafür halten, daß in dieser Schau der Glaube an die Gottheit Christi zu einer Gewißheit wird, wie sie auf anderem Wege schwerlich in dieser Klarheit und Überzeugungskraft gewonnen werden kann; anders gesagt, daß dieser

Glaube hier auf einer höheren Ebene wiederkehrt. Daß überhaupt „alles wiederbracht“ und zu neuem Leben erweckt wird, was so manchem für immer verloren und erstorben schien.

Versuchen wir auch in der Frage: „Wie dünket euch um Christo?“ das Wesentlichste in Worte zu fassen.

In Christus ist das Bild des Menschen, wie es der Gottheit von Anfang an vorschwebte (Joh. 1, 1), ist der Logos oder der Gedanke sozusagen in Gewahrsam geblieben und, als die Zeit erfüllet ward, in sichtbarer Gestalt auf Erden erschienen. In einem Menschen „wie wir und an Gebärden als ein Mensch erfunden“ (Phil. 2, 7). Dieser Zusatz ist von entscheidender Wichtigkeit. Auf ihm liegt starker Nachdruck, weil in der üblichen Auffassung von dem Gott-Menschen Jesus Christus der Glaube an die Gottheit des Erlösers den Glauben an seine Menschheit so stark überwiegt, daß dieser darüber verkümmern muß. Damit versiegt aber für den nach Jesu Nähe sich sehnenen Menschen eine Hilfskraft, die er als besonders tröstlich empfände und empfinden soll: die Gewißheit, daß das Wort von dem Menschen Jesus Christus (1. Tim. 2, 5) auch wirklich in vollem Ernst genommen werden darf; daß dem Hilfesuchenden damit nicht mit der einen Hand eine Hilfe angeboten ist, die ihm mit der anderen wieder entzogen wird.

Und darum kann es nicht eindringlich genug betont werden: ein Mensch wie wir!

Doch ohne Sünde!

Das ist wohl der inhaltsschwerste Zusatz, den die Wahrhaftigkeit erfordert. Der gewichtigste und ausschlaggebende, dank dessen der Name Jesu Christi zu einem Namen geworden ist, der „über alle Namen ist“ (Phil. 2, 9). Wie es möglich war, daß ein Mensch wie wir, Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut, „von der Gewalt, die alle Wesen bin-

det“ frei und unberührt war, das wird für immer ein Geheimnis bleiben und ihm den Rang des nie Dagewesenen sichern.

Um aber auf die Frage der Gottheit Jesu Christi zurückzukommen, so kann nach allem bisher Gesagten die Antwort darauf keinen Augenblick zweifelhaft sein. Der Glaube an die Gottheit Christi ist eine Selbstverständlichkeit für jeden, der am Prolog des Johannes-Evangeliums herangereift ist zum Verständnis des großen Geheimnisses: wo die Idee des Menschen ihre vollkommene Erfüllung gefunden hat wie in Jesus, da mündet sie in die Gottesidee ein. Gott und Mensch sind dann zur unlösbaren Einheit geworden, wie Jesus sagt: „Ich und der Vater sind eins“. Hier gibt es keine Frage mehr, sondern nur schweigende Verehrung.

Lediglich eines muß festgestellt werden: es ist ein Unterschied, wie er größer nicht gedacht werden kann, ob ich mich, von Jugend auf in diesem Sinne belehrt, auch in fortgeschrittenen Jahren zu der Gottheit Jesu Christi bekenne als zu einem Dogma, das ohne mein Zutun, vor mehr als anderthalb Jahrtausenden festgelegt wurde, oder ob mir an dem Wort Jesu „Wer mich siehet, der siehet den Vater“ nach Überwindung von herzbeklemmenden, immer wiederkehrenden Zweifeln endlich zur sieghaften Gewißheit geworden ist, was der Gottessohn Jesus für sich in Anspruch nehmen konnte. Wahrlich aus solchem Munde hat das Wort seine volle Berechtigung: „Hie ist mehr denn Jonas — hie ist mehr denn Salomo“. Hier ist der von Gott Erkorene; die leibhaftige Verkörperung des Gedankens, der am Anfang war. Und nicht zuletzt der, der die Kraft schöpferischen Wirkens an die Seinen weitergegeben hat: „Ihr werdet die Werke auch tun, die ich tue und werdet noch größere denn diese tun“ (Joh. 14, 12).

Das alles sind Worte, die auch dem in der herkömmlichen Auffassung Erzogenen und Großgewordenen besonders viel

besagen. Sie gewinnen aber ganz ungemein an Tiefe und Kraft der Überzeugung, wenn man es wagt, sie als Worte hinzunehmen, die aus Menschenm und gekommen sind. Sicherlich nicht aus dem Mund des nächsten besten, ja selbst eines der größten unter den Erdensöhnen; nein, eines Menschen, der sich ganz und gar eins mit Gott wußte und darum selbst als „Gott“ anzusprechen ist, und der doch in demütiger Unterordnung unter Gott bekennt: „Ich kann nichts von mir selber tun . . . der Vater, der in mir wohnt, derselbige tut die Werke“ (Joh. 5, 19 und 14, 10).

Ich wagte zu Beginn meiner Ausführungen eine Wortprägung, die man nachsichtig beurteilen möge, aber der Inhalt war nicht besser wiederzugeben: Gott ist das Ur-sein — d e r Gott. Der Mensch ist das Abbild — e i n Gott. Das trifft auch auf Jesus zu. Wenn darum auch hier und mit voller Überzeugung dem Gedanken Ausdruck verliehen wird „Jesus ist Gott“, so geschieht es mit der einzigen, aber gewichtigen Einschränkung, die Jesus selbst vollzogen hat in dem Wort: „Der Vater ist größer als ich“. (Joh. 14, 28). Der Vater ist das Urbild; der Sohn ist das Abbild.

Wollten wir, was uns Jesus fortan bedeutet, in einem alles in sich beschließenden Wort aus seinem Munde aussprechen, es könnte kein anderes sein als dieses: „Ein Beispiel habe ich euch gegeben . . .“.

Damit wollen wir uns der Frage zuwenden: worin besteht das Beispiel, das uns Jesus gegeben hat?

Da ist es vor allem e i n e seelische Kraft, die wir in Jesus wirksam und von ihm ausstrahlen fühlen: „Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes“. Und wiederum dürfen wir uns sagen: es ist der M e n s c h Jesus, dessen Stimme wir in den Gethsemaneworten vernehmen „Nicht wie i c h will, sondern wie D u willst!“ Aber hier können wir niederen

Erdensöhne, die wir sind, e i n s e t z e n , den ersten Schritt tun auf dem Wege, den er uns vorangegangen ist. Ob wir es dem großen Bruder in allen Stücken g l e i c h t u n , ist nicht die entscheidende Frage, sondern daß ein Anfang gemacht werde zu einer Lebenshaltung, die sich, wenn auch vorerst nur von ferne, auf ihn berufen darf.

Zum andern sei angeknüpft an ein Wort Goethes, bei dem man den entscheidenden Akzent aber auch richtig setzen muß, um es in seinem vollen Inhalt zu erfassen und auszuwerten: „Versäumt nicht, zu üben die Kräfte des Guten!“ Die Gaben, die uns von oben verliehen sind, wollen g e ü b t sein, um sie fruchtbar werden zu lassen. Das gilt vielleicht von keiner dieser Kräfte so umfassend, wie von der Kraft der Liebe; der schlechthin selbstlosen, fraglosen Liebe, die sich durch keine Enttäuschungen ernüchtern und entmutigen läßt; die den Irrenden, Suchenden, Strauchelnden in eine Welt von grenzenloser Güte und wortlosem Verstehen aufnimmt, bis ihm das Gleichnis vom verlorenen Sohn zur letzten Hilfe wird, deren er noch bedurfte.

Diese Liebe kann g e ü b t werden. Dazu hat Jesus das Beispiel gegeben und dieses Beispiel verpflichtet.

Zum dritten. Jesu Leben ist von Anfang bis zum Ende Kampf. D e r exemplarische Kampf der Lichtwelt gegen die Welt der Finsternis. Es braucht nicht erst an einzelnen Worten gezeigt zu werden, in welchem Ausmaß und in welcher Schärfe dieser Kampf gegen die Welt von Verruchtheit und Niedertracht von Jesus geführt wurde. Die Geschichte seines Lebens bietet dafür Belege in Hülle und Fülle. In diesem Ringen sollen und können wir uns ihm zur Verfügung stellen. Wer dazu mit Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit entschlossen ist, wird in seinem Leben Gelegenheiten genug wahrnehmen, in denen er dieses Wagnis des Glaubens erproben und

beweisen kann. Mehr darüber zu sagen tut nicht not. Der „kundige Höllenfahrer“ weiß, wo er sich einzusetzen hat, um die Bewährungsprobe immer aufs neue abzulegen.

Und endlich, das Schwerste vielleicht, was uns das Beispiel Jesu lehrt, weil es das Selbstverständlichste von allem ist und nur allzuleicht in seiner lebenswichtigen Bedeutung unterschätzt wird: „Schwerer Dienste tägliche Bewahrung“. Es ist die Treue in den kleinen und kleinsten Verrichtungen des Alltags, die uns durch Jesus als die Ursache größter Wirkungen gezeigt und ans Herz gelegt wird. **W o r i n** der einzelne diese Treue im Kleinen zu beweisen hat, das ist seine Sache. Es wird sich von Fall zu Fall von selbst ergeben. Daß ihm der **B l i c k** dafür erst einmal erschlossen werde: „Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu; und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht“, davon hängt alles ab. Zu guter Letzt das Finale eines ganzen menschlichen Daseins.

Es dürfte aber dem Verlangen so mancher Leser entsprechen, wenn das Vorangegangene nicht mit klein-menschlichen Worten und Betrachtungen seinen Abschluß findet, sondern in einer Sprache, aus der die Stimme des Ewigen sich deutlich vernehmbar macht. Als solche kann eine Szene gelten, die im Evangelium Johannis Kapitel 10 mit packenden Worten geschildert ist. Man wird darin die in diesen Blättern vorgetragenen Gedanken in allen wesentlichen Stücken bestätigt finden: Die Wahrheit von der göttlichen Bestimmung des Menschen, wie sie in dieser Geschichte aufs deutlichste bezeugt ist; die bescheiden-stolze Anerkennung seiner göttlichen Herkunft, die Jesus für sich in Anspruch nimmt; die Tatsache der von Jesus vorgenommenen Auslese innerhalb des Menschengeschlechts; die vernichtende Kritik des Buchstabenglaubens, der den Kern der Sache stets verfehlt; die Brandmarkung der

sturen, von keinem Hauch der Freiheit getroffenen gesetzlichen Gesinnung, die um Worte und Begriffe feilscht, wo die Sprache der Wirklichkeit jeden Zweifel ausschließt und mit Blindheit geschlagen ist, wenn die göttliche Wahrheit in Menschengestalt, jeder Zoll ein König, dasteht, daß es aus den Mantelfalten nur so schimmert von verborgener Herrlichkeit.

Und nun die Geschichte.

„Da umringten ihn die Juden und sagten zu ihm: „Wie lange hältst du uns noch hin? Bist du Christus, so sage es uns offen heraus!“ Jesus antwortete ihnen: „Ich habe es euch gesagt, aber ihr habt ja keinen Glauben. Die Taten, die ich im Namen meines Vaters tue, zeugen für mich. Aber ihr glaubt nicht — weil ihr nicht zu meinen Schafen gehört. **M e i n e** Schafe hören auf meine Stimme und ich kenne sie und sie folgen mir; und ich gebe ihnen ewiges Leben und sie werden in Ewigkeit nicht umkommen und keiner kann sie mir aus meiner Hand reißen. Der Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer als alles und niemand kann aus der Hand des Vaters etwas rauben. Ich und der Vater sind eins“.

Da ergriffen die Juden abermals Steine, um auf ihn zu werfen. Jesus redete sie an: „Viele gute Taten, die vom Vater zeugen, habe ich euch erwiesen. Um welche dieser Taten wollt ihr mich steinigen?“

Die Juden erwiderten ihm: „Um einer guten Tat willen steinigen wir dich nicht, sondern wegen Gotteslästerung, weil du, der du ein Mensch bist, dich zu einem Gott machst!“ Jesus antwortete ihnen: „Steht nicht in eurer Schrift geschrieben: ‚Ich habe gesagt: ihr seid Götter‘? Wenn Gott die Menschen, an die dieses Wort erging, Götter nennt und die Schrift doch nicht Lügen gestraft werden kann, wie wollt ihr dann den, den der Vater geheiligt und zur Welt gesandt hat, der Gotteslästerung zeihen, weil ich gesagt habe: ich bin Gottes Sohn“.

*„Mein altes Evangelium  
Bring ich dir hier schon wieder;  
Doch ist mirs wohl um mich herum,  
darum schreib ich dirs nieder“.*

*Goethe*

### *Das Sendschreiben*

Es wäre nicht verwunderlich, sondern nur ein gutes Zeichen, wenn unter dem Eindruck des Johannes-Prologs in dieser bisher ungewohnten Übersetzung und Deutung in so manchem Leser die Frage rege würde, zu was Nutz und Frommen am Ende das neue Verständnis der alten Urkunde dienen sollte.

Auf diese berechnete Frage sei mir eine Erwiderung gestattet, für die ich als Überschrift und Motto die Form wähle, die Goethe in einer Dichtung vom Jahre 1774 gefunden hat. Mit einem, nur in ungebundener Sprache abgefaßten „Sendschreiben“ will ich versuchen, an die mir noch verbliebene Aufgabe heranzugehen und dem aufmerksamen Leser den Gedanken nahe zu bringen: was sich im Prolog des Johannes-Evangeliums auftut, ist mehr, als man sich beim ersten Eindruck davon erwarten kann. Es ist ein Stück Himmel, ja das ganze Himmelreich, von dem Jesus sagt „es ist nicht hier oder dort“. Es ist ganz nahe. „Dir im Herzen ist die Wonne da!“, wie Goethe in seinem Sendschreiben sich ausdrückt. Du mußt das Aufgenommene nur wichtig genug nehmen, dann wird die Erkenntnis in dir reifen, daß hier der entscheidende Punkt ist, von dem aus eine ganze Welt von alten Begriffen und unver-

standenen Worten aus den Angeln gehoben und der Weg für „einen neuen Himmel und eine neue Erde“ frei wird.

Diesen Vorgang der Erweiterung des geistigen Blickfeldes zu fördern ist Zweck und Absicht der nachfolgenden Kapitel „Das Sendschreiben“ und „Die Zeugen“, um hier gleich auf die beiden eng zusammengehörigen Abhandlungen vorzubereiten. Darin soll der Prolog in seiner grundlegenden Bedeutung für spruchreif gewordene Lebensfragen der Gegenwart aufgezeigt, also der angewandte Prolog vor Augen gestellt werden. Und daraus soll zum andern zu entnehmen sein, wie forschende Geister von weltgeschichtlicher Größe, bewußt und unbewußt, die Ideen des Prologs weitergeführt und den kommenden Generationen hinterlassen haben als wegweisend „zu dem, der alles schafft und schuf“.

Gehen wir aus von dem Wort: „Alles ward durch den Gedanken und ohne ihn ward auch nicht eines, was es geworden ist“ (Joh. 1, 3). Das ist eine besonders wichtige Feststellung. Nicht nur der Mensch verdankt sein Dasein dem von Ewigkeit her bestehenden Gedanken — nein, *a l l e s* ist durch ihn geworden. Der Gedanke reicht von Ewigkeit zu Ewigkeit. Der Mensch ist aber das Endziel der ganzen, noch immer im Werden begriffenen Schöpfung, soweit hier von Ende überhaupt gesprochen werden kann.

Damit tut sich ein Ausblick von unerhörter Reichweite auf. Das ganze Universum, vom Auftauchen der ersten Spuren der Erscheinungswelt an über die Spiralnebel, Gase, Minerale, über die Welt der Pflanze und des Tieres hinauf bis zum Menschen von heute: alles ist durch den Gedanken ins Dasein gerufen. Diese Tatsache wird durch die Ergebnisse der gesicherten Wissenschaft bestätigt. Danach macht das menschliche Lebewesen in seiner embryonalen Entwicklung eine kurze, durch Vererbung festgehaltene Wiederholung der vor-

hergegangenen Werdestufen durch. Das ist nicht so zu verstehen, als ob „die menschliche Seele zuerst bloß als eine tierische sich verhalte und erst allmählich zur menschlichen werde, sondern immer wird sie in ihrem frühesten Betätigen sich sogleich als eine eigentümliche und höhere sicher erkennen lassen“ (C. G. C a r u s). Der Mensch ist aber, was sein Leibliches anlangt, den vorausgegangenen Erscheinungsformen eingebettet, arbeitet sich gleichsam durch sie hindurch, bis er gemäß dem Gesetz, nach dem er angetreten, erscheint als „ein Wesen, durch welches erst eigentlich das Erdenleben geistigen Wert, geistige Bedeutung erhält; mit einem Wort gleichsam der erste geistige Gedanke des Planeten, das eigentliche Erwachen der Erde“ (C. G. C a r u s).

Es steht somit der menschliche Organismus mit den ihm vorangegangenen vor-menschlichen Entwicklungsstufen in organischem Zusammenhang und die Werdestufen, die der Mensch als Lebewesen durchlaufen hat und mit jedem sich bildenden Individuum bis zum heutigen Tage durchläuft, sie alle sind in seinem unterbewußten oder primären Gedächtnis unverlierbar festgehalten.

Dieser Bereich des Unter- oder Unbewußten, das als die Grundlage seines gesamten körperlichen, seelischen und geistigen Daseins zu gelten hat, ist von unendlicher Bedeutung. Was aber besondere Erwähnung verdient, ist dies: im wesentlichen Unterschied zu dem vielfach irrümlichen und lückenhaften bewußten oder Hirnwissen birgt dieses unterbewußte Wissen die ihm im Laufe seiner Entfaltung zugeströmten Erkenntnisse bis zurück in die fernste Vergangenheit klar und lückenlos.

Will man sich über die lebenswichtige Bedeutung des Unbewußten und seine möglichen Beziehungen zum bewußten seelischen Leben in einer Weise orientieren, daß man sicher

ist, von Überschwänglichkeiten und Phantastereien verschont zu bleiben, so kann dazu nur angelegentlich empfohlen werden, was der vorhin zitierte Zeitgenosse und Freund Goethes, C. G. C a r u s, Arzt und Künstler in einer Person, in seinem bis heute unübertroffenen Werk „Psyche“ darüber geschrieben hat (neu herausgegeben im Verlag Alfred Kröner, Stuttgart 1941). Es wäre ein vergebliches Bemühen, die Grundgedanken dieses wissenschaftlich gründlich unterbauten, aber auch für den lebhaft an dieser Frage interessierten Laien mit Gewinn zu lesenden Werkes hier auszugsweise wiederzugeben. Es kann nur versichert werden, daß sich dadurch Einblicke in das Wesen und die Bestimmung des unterbewußten Seelischen als der tragenden und erhaltenden Kraft des menschlichen Gesamtorganismus ergeben, die auch die kühnsten Erwartungen übertreffen und nicht zuletzt die Vermutung bestätigen, daß mit und in dieser Welt des U n t e r b e w u ß t e n die entscheidenden Voraussetzungen zur Behebung der im b e w u ß t e n Seelischen und Geistigen, ja bisweilen auch der im Leiblichen auftretenden Störungen und Krankheiten gegeben sind. Bezeichnet man die Kräfte des Unterbewußten als das primäre Wissen oder als die primäre Vernunft im Unterschied zum sekundären Wissen oder zur sekundären Vernunft des wachen Hirnbewußtseins, so läßt sich sagen, daß, wenn es gelingen sollte, die beiden in eine lebhafte und auf die Dauer immer stärkere Beziehung zueinander zu bringen, dies eine wahrhaft unermeßliche Bereicherung der menschlichen Persönlichkeit bedeuten müßte.

Nimmt man hinzu, daß die Sphäre des Unbewußten zu verstehen ist als der geheimnisvolle Bereich, dem der Mensch seines Herzens lichte Ahnungen, seine genialen Einfälle, seinen Wagemut und Opfersinn, also sein Reinstes und Bestes verdankt, so legt das einen Gedanken nahe, der je länger je

mehr an Leuchtkraft gewinnt. Die Vermutung wird mit anderen Worten zur Wahrscheinlichkeit und schließlich zur Gewißheit, daß zwischen diesem dem Menschen innewohnenden, sein ganzes Dasein tragenden und erhaltenden Unbewußten und der geheimnisvollen Welt, die Jesus als „das Reich Gottes in uns“ bezeichnet, eine tiefreichende innere Verbindung besteht, deren verborgener Sinn uns erst heute aufzudämmern beginnt.

Um aber einem hier naheliegenden Einwand alsbald zu begegnen, sei folgendes zu bedenken gegeben.

Wenn soeben der Bereich des Unterbewußten als die Stätte bezeichnet wurde, von der aus der Mensch sein Bestes an Einwirkungen empfängt, so könnte dem entgegengehalten werden, daß es sich dabei doch um eine recht gewagte Vorstellung handle, sofern dem Menschen aus derselben Sphäre des Unbewußten auch die häßlichsten Anwandlungen seines animalischen Daseins zuströmen. — So ist es in der Tat. Aber dadurch wird der zuerst ausgesprochene Satz nicht in Frage gestellt, geschweige denn widerlegt. Es handelt sich vielmehr, wie so oft, um Wahrheit und Gegenwahrheit. Eine Gegenwahrheit macht die Wahrheit nicht ungültig, sie ist nur ihre Ergänzung. *Beides* ist im Unterbewußten zuhause, Erhabenes wie Abstoßendes. In der Sprache des Volkes gesprochen: wo Gott baut, da baut der Teufel daneben. Wer möchte daraus die Folgerung ziehen, daß Gott bereits verspielt habe, weil der Teufel auch da ist! Nein, einer ist da und der andere. Und dem Menschen kommt zu, sein inneres Schwergewicht auf die rechte Seite zu verlegen. —

In der geistlichen Dichtung von Gerhard Tersteegen „Gott ist gegenwärtig“ finden sich die Worte: „Luft, die alles füllet, drin wir immer schweben, aller Dinge Grund und Leben! Meer ohn' Grund und Ende, Wunder aller Wunder! Ich senk

mich in Dich hinunter. Ich in Dir, Du in mir; laß mich ganz verschwinden, Dich nur sehn und finden“. Das Lied zählt zum edelsten Sprachgut deutscher Lyrik; aber wie viele oder wie wenige mögen es sein, die bei den Worten „Luft, die alles füllet, Meer ohn' Grund und Ende“ ihren geheimen Sinn zu kosten wissen? Die hellhörig genug sind, zu verstehen, daß der Dichter damit nicht nur einer erhabenen Stimmung Ausdruck geben will, sondern einer ganz realen, ganz nahen Wirklichkeit Worte verleiht; einer Welt von Wissen und Weisheit, die zum Urbesitz des von Gott gezeugten (Joh. 1, 13) Menschen gehört als „das Reich, das ihm bereitet ist von Anbeginn der Welt“. (Matth. 25, 34). Ja buchstäblich von Anbeginn der Welt, sofern der Mensch in seiner stammesgeschichtlichen Entwicklung, die seinem Unbewußten eingesenkt ist, zurückreicht bis auf den Gedanken, der am Anfang war (Joh. 1, 1).

Man sieht, die Sprache des Neuen Testaments ist häufiger vielleicht, als man gemeinhin annimmt, in ganz eigentlichem Sinn zu verstehen und deckt sich mit den Ideen einer modernen, auf die Erkenntnisse echter Wissenschaft gestützten Weltanschauung. Was denn im Grunde auch gar nicht überraschend ist. *Echtes* Wissen und *echtes* Glauben können sich gar nicht widersprechen. In Widerstreit liegt nur, was der wissenschaftlichen und der religiösen Halbwelt angehört und hier allerdings geht der Aberwitz ins Ungemessene.

Es stimmt also, man spreche es nun in der Sprache der Wissenschaft oder der Religion aus, daß der Mensch eine unendliche Fülle von Wissen als Erbgut von Urzeiten in sich trägt. Die „Tiefen der Gottheit“, ein von Paulus geprägtes, ganz modern anmutendes Wort, sind dem Menschen anvertraut und der „Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gott-

heit. Denn welcher Mensch weiß, was im Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist. Also auch weiß niemand, was in Gott ist, ohne der Geist Gottes. Wir aber haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist“ (1. Cor. 2, 10—12). Dabei ist das Wort Geist nachdrücklich zu unterstreichen: „Der Geist erforscht alle Dinge“. Geist ist wesensverschieden von Intellekt; ist primäres Wissen im Unterschied vom sekundären Wissen des Verstandes. Ist primäre anstatt der sekundären Vernunft. Es ist nur in diesem Fall wesentlich zu unterscheiden zwischen der als Himmelslicht dem Menschen mitgegebenen und einer davon grundverschiedenen vorwitzigen Vernunft: der „Poßnasen“, des „Teufels ärgster Hure“, wie Luther in seiner bekannt derben Art spottet.

Hingewiesen sei an dieser Stelle auch auf die in *H o m e r s* *Odyssee* häufig wiederkehrende Redewendung: „Er aber dachte in seinem hochgemuten Zwerchfell“. Dieser Ausdruck findet sich stets, wenn dem vielgeplagten Dulder Odysseus in einer verzweifelten Lage ein glücklicher Einfall kommt, der Rat schafft. Diese Eingebung verdankt er dann immer seinem Unbewußten, dessen Sitz im Zwerchfell sich befindet. Eine Vorstellung, die in der heutigen Fachsprache nur den Namen gewechselt hat.

Weiter. Geist ist weit mehr, als was man gemeinhin mit Seele bezeichnet; als ein irrlichtelndes, in einer Traumwelt großgehätschtes, nicht weiter zu definierendes Kunterbunt von Stimmungen, mit dem man sich in der religiösen Sphäre zu befinden wähnt. Geist ist, mit *C a r u s* zu sprechen, „die über sich selbst klar gewordene Seele, die von nun an nicht bloß ihre eigene geistige Bewegung nach dem reinen Licht höherer Erkenntnis lenkt, sondern die ganze natürliche

Existenz des Menschen auf eine höhere Stufe des Maßes und der Schönheit hinaufhebt“. Geist ist mit anderen Worten die aus dem Bereich bloßer Gefühlswallungen befreite, zur Wirklichkeit erwachte Seele.

Es handelt sich aber, soll der Mensch des Geistes teilhaftig werden, um einen Umbildungsprozeß oder eine Umkehr, die einen zwar mühsamen, aber im Blick auf den Enderfolg höchst aussichtsreichen Vorgang bedeutet. Um im Bild zu sprechen: was unserem übermächtig gewordenen, überwucherten Verstandesdenken not tut, ist eine Erfrischung durch den Himmelstau aus der Welt des Unbewußten; durch die Rückverbindung — dies der ursprüngliche Sinn des Wortes „Religion“ — mit einem Geistesgut von unvorstellbarer Tiefe, das wir nur allzulang in uns haben brachliegen lassen. Im Aufbau und Ausbau des intellektuellen Denkens hat es der Mensch, das muß zugegeben werden, außerordentlich weit gebracht. Man vergegenwärtige sich nur, was die angewandte Wissenschaft auf dem Gebiet der Technik allein seit Beginn des 20. Jahrhunderts an Ergebnissen zu verzeichnen hat, um einzusehen, daß es sich hier um ein Fortschreiten auf dem einmal eingeschlagenen Weg handelt, dem man die Bewunderung schwerlich versagen kann. Die Frage ist nur, ob ein weiteres, einseitiges Fortschreiten in dieser Richtung auch den Fortschritt des Menschen im Blick auf sein letztes und höchstes Ziel hin verheißt. Es wäre verkehrt, diese Frage ohne gründliche Prüfung von vornherein zu verneinen. Das ist das Zeichen der kleinen Geister, denen der Sinn für die schicksalhafte Notwendigkeit der bisherigen Entwicklung abgeht. Es muß aber zugegeben werden, daß wir heute in einer Krise dieses ausschließlich vom Intellekt diktierten Denkens angelangt sind. Die noch immer vorherrschende Bildung des verstandesmäßigen Denkens war eine notwendige Zwischenstufe, die als sol-

che gar nicht wegzudenken, ja nicht einmal wegzuwünschen wäre. Der Mensch mußte offenbar diesen Weg beschreiten und wird ihn weiter, wenn nötig bis zum bitteren Ende gehen müssen, um durch Erfahrung belehrt zu der Erkenntnis heranzureifen, daß er, um seiner endgültigen Bestimmung zu genügen, eines Um-denkens von Grund aus bedarf.

Damit sind wir bei der Frage angelangt: wie soll sich dieses Umdenken, das nach allem Gesagten gleichbedeutend ist mit einer Hinwendung zum Bereich des Unbewußten, vollziehen?

Fassen wir zu ihrer Beantwortung den einzelnen, an dieser Frage lebhaft interessierten Menschen ins Auge und scheuen dabei nicht einen kleinen Umweg, wenn versichert werden kann, daß er uns in Kürze dem erwünschten Ziel näher bringen wird.

Ärzte wie Jugenderzieher, die auf dem Gebiet der Seelenkunde ihre Erfahrungen gesammelt haben, bezeugen übereinstimmend, daß das Kind die ersten Jahre nach seiner Geburt noch vorwiegend in der Welt des Unterbewußten daheim ist. Das heißt, in religiöser Sprache ausgedrückt, es lebt noch in dem Himmelreich, das in ihm ist. Dafür ließen sich gut verbürgte Aussprüche aus Kindermund erbringen. Ich habe in meinem Buch „Welt und Überwelt“ eine Anzahl solcher Worte veröffentlicht, die darauf schließen lassen, daß dem so ist. Allmählich, und zwar in heutiger Zeit erheblich früher als noch vor einem Jahrzehnt, verblassen im Kind diese Erinnerungen, gerät ihm dieses Wissen in Vergessenheit, wird es Vollbürger der dreidimensionalen Welt, bis das Hirnwissen das Herzwissen mehr und mehr überdeckt und bei der Mehrzahl der Heranwachsenden völlig verdrängt.

Auf diese geistig-seelische Verfassung des Kindes vor seiner Einbürgerung in die Welt der Sichtbarkeit, besser ge-

sagt, vor seiner Ausbürgerung aus seiner ehemaligen Heimat ist das Wort Jesu zu beziehen: „Es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, werdet ihr nun und nimmer ins Himmelreich kommen“ (Matth. 18, 3 in der genauen Übertragung aus dem Urtext). Und das andere ist diesem gleich: „Wer das Reich Gottes nicht aufnimmt wie ein Kind, der kommt gewiß nicht hinein“ (Luk. 18, 17). Jesus muß also auf seine Weise ausgesprochen haben, was im heutigen Sprachgebrauch etwa so lautet: der erwachsene, dem sekundären Denken ausgelieferte Mensch muß wieder zurückfinden zu der Quelle des ursprünglichen, primären Wissens, zu seinem unbewußten Sein, um an Leib, Seele und Geist zu gesunden.

Wie geschieht das?

Hier stehen wir vor einer lebenswichtigen Frage erster Ordnung, die schon vielen trefflichen Menschen, zumeist ohne daß sie um das entscheidende Problem wußten, schweres Bemühen, ja seelische Pein verursacht hat: wie gewinnt der erwachsene Mensch den Anschluß, den Wiederanschluß an die Welt seines Unbewußten, Ursprünglichen, Schöpferischen, in der er zur Zeit seiner ersten Kindheit beheimatet war? Wie findet er den Weg zurück ins Kinderland, so zwar, daß er die wertvollen Erkenntnisse des fortgeschrittenen Alters mit der Unbefangenheit des kindhaften Seins verbindet? Denn beides miteinander in Einklang zu bringen und aus dieser Einheit des Bewußt-Unbewußten das Leben zum Meisterstück zu gestalten, ist doch das Ziel seines Daseins.

Wie gelangt der Mensch in das Himmelreich, das in ihm ist, und damit zum vollen Erfassen des Gedankens, der das Leitmotiv seines Seins und Werdens ausmacht?

Da müßte zunächst einer Vorbedingung Erwähnung getan werden, die so selbstverständlich ist, daß es fast überflüssig erscheinen könnte, davon überhaupt zu sprechen — wenn die

Erfahrung nicht immer wieder zeigte, wie selten ihr in vollem Maße Genüge geschieht. Die erste und wichtigste Voraussetzung ist die aus letzten Tiefen quellende, nie mehr verlöschende Sehnsucht nach Hause. Das will nicht sagen, daß diese Sehnsucht, wenn sie einmal erwacht ist, keinerlei Störungen mehr erleiden kann und wird. Die Flamme mag oft genug zum Flämmlein werden, ja bis zum glimmenden Funken herabsinken. Nur daß dieses Fünklein gehütet werde als das köstlichste Gut der Seele, bis das Brausen von oben der glimmenden Asche neue Nahrung gibt und sie wiederum zur hell lodernden Flamme entfacht. Die Frage des „Wanderers“ darf nie mehr zur Ruhe kommen: „Wo bist du, wo bist du, mein geliebtes Land! . . . Das Land, wo meine Rosen blühen, wo meine Freunde wandelnd gehn, wo meine Toten aufstehen, das Land, das meine Sprache spricht — o Land, wo bist du?“ Das Verlangen nach dem Reich, das ihm „bereitet ist von Anbeginn der Welt“ und das er vorerst nur als leise und doch untrügliche Ahnung in sich fühlt, muß im Menschen erwachen und rege bleiben, bis es für ihn zur treibenden Kraft seines Lebens geworden ist.

Diese erste Vorbedingung des neuen Werdens zieht alsbald eine Forderung nach sich, die aber nur allzuleicht ihren tieferen Sinn einbüßt, wenn sie nicht aus dem Geist der Botschaft Jesu vom „Himmelreich in uns“ verstanden wird. Sie sei hier wiedergegeben mit dem bekannten Wort: „Ein jeglicher unter euch, der nicht absagt allem, das er hat, kann nicht mein Jünger sein“ (Luk. 14, 33). Und diesem gesellt sich hinzu das andere: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst“ (Matth. 16, 24). Diese Worte von der Selbstverleugnung, vom Absagenkönnen, von der Hingabe seines Lebens, genau wiedergegeben, seiner Seele (Matth. 10, 39 und 16, 25), die der Mensch vollbringen muß, werden gewöhnlich in mo-

ralischem Sinn verstanden. Und doch ist dieser Art der Auslegung gegenüber Vorsicht geboten, weil die moralisierende Auffassung genialischer Wahrheiten deren geheimsten, an des Menschen zartestes Tastorgan sich wendenden Sinn überaus gefährdet, wenn nicht geradezu ertötet. Das Selbst, das der Mensch verleugnen, dessen er sich entledigen soll, muß durchaus nicht im Sinn seines moralisch-gesunkenen Selbst verstanden werden. Die Absage an seine Güter, die der Mensch zu vollbringen hat, um geschickt zum Reiche Gottes zu werden, braucht durchaus nicht, jedenfalls nicht nur als Verzicht auf seine materiellen Güter aufgefaßt zu werden. Es gibt eine Belastung des menschlichen Selbst mit Gütern, die gefährlicher ist, als das Schwelgen in Genüssen sinnlicher Art, an dem die Sünder, mit denen Jesus verkehrte, es nicht fehlen ließen. Es gibt ein lebendiges Begrabensein des Menschen unter einem Berg von überlebten Begriffen, vererbten Wahnvorstellungen und törichtem Aberglauben, bei dem das wahre Ich des Menschen auf die Dauer zugrunde gehen muß, wenn er sich nicht bereit findet zu einer Selbstverleugnung, zu einer „Absage an alles, was er hat“.

Von hier aus gewinnt ein Wort wie Luk. 17, 33 erst seine sublimen Bedeutung: „Wer da sucht, seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren; und wer sie verlieren wird, der wird ihr zum Leben verhelfen“. Möchte man nicht sagen: wie kann ein Mensch auf dem Irrweg begriffen sein, der seine Seele zu erhalten sucht, es sei denn dabei an die in einer Scheinwelt lebende Seele gedacht? Und: wie wäre der Gedanke zu verstehen, daß der Mensch seiner Seele zum Leben verhilft, wenn er sie verliert, falls das nicht so viel heißen will, als daß er sein hindämmerndes, in Sentimentalitäten sich vergeudendes Seelisches drangeben muß, um zu einem Leben in Geist und Wahrheit zu gelangen.

Dasselbe meinen die alten Mystiker, wo sie den seelischen Zustand des für das Einströmen des Geistes empfänglichen Menschen schildern, wenn sie von der „magdlichen Seele“, vom „ledigen Gemüte“ sprechen, das allein zur Empfängnis der göttlichen Weisheit fähig ist. Erst von da öffnet sich das Tor zum reinen Sinn der Worte, die Tersteegen in seinem schon genannten Lied gefunden hat, wenn er sagt: „Mache mich einfältig, innig abgeschieden, sanfte und im stillen Frieden. Mach mich reinen Herzens, daß ich Deine Klarheit schauen mög' in Geist und Wahrheit. Laß mein Herz überwärts wie ein Adler schweben und in Dir nur leben!“

Mit der Versenkung in solch echte Mystik vollzieht sich zugleich der Übergang vom Sinn zur Tat, die sich der Mensch angelegen sein lassen muß, um auf dem neuen Lebensweg sichere Schritte nach vorwärts zu tun. Und zwar handelt es sich um eine geistige Tat; um die klare Herausstellung einer Aufgabe. Des Menschen vornehmste Sorge wird von nun an sein, die Rück-verbinding von seinem bewußten Leben und Denken zu seinem Unbewußten als der unerschöpflichen Quelle seines gesamten körperlichen, seelischen und geistigen Daseins herzustellen. Dazu wird er nicht umhin können, zunächst von den Eingebungen seines bewußten, also sekundären Denkens auszugehen, zumal er vorläufig kaum ein anderes kennt als dieses. Gleichwohl muß sein Bestreben sein, die Verlautbarungen seines verstandesmäßigen Denkens mit großer Vorsicht und unermüdlicher Geduld, wenn auch nicht völlig zum Schweigen zu bringen, so doch mehr und mehr einzudämmen und sein inneres Ohr zu öffnen für eine Sprache, die ihm ganz leise — ganz vernehmlich aus den Tiefen seines Inneren entgegenkommt. Das alles hat, wenn es sinngemäß geschieht, mit Phantasterei nicht das Mindeste zu tun.

Was sich, um zum Ende zu kommen, aus einer gründlichen Beschäftigung mit dem Prolog als der Weisheit letzter Schluß ergibt, ist eine Art Selbstschulung, bei deren gewissenhafter Durchführung auf die Dauer erfreuliche, ja überraschende Ergebnisse festzustellen sind. Dazu diene als Anregung: man versenke sich zuweilen in Ideen wie die folgenden:

„Alles, was geworden ist, verdankt seinen Ursprung dem göttlichen Gedanken. Das Endziel dieses Gedankens ist der vollkommene Mensch als Ebenbild der Gottheit. Das Urbild des vollkommenen Menschen ist in Jesus Christus erschienen.

Dann bin auch ich als ein Glied in der Kette von Erscheinungen, denen der Gedanke zugrunde liegt, teilhaftig der Kräfte, die in dem Werden der Schöpfung zur Auswirkung gelangen. Dann liegt auch in mir, der Anlage nach, der göttliche Plan zur Erfüllung meines Wesens und er wird, wenn ich daran glaube, zur Entfaltung gelangen.

Die Kraft dazu ruhte vorläufig unerkannt in meinem Innern. Ich kann aber den Anschluß an die Quelle meines Unbewußten gewinnen und dadurch eine gewaltige Erweiterung und Vertiefung meines bisherigen beschränkten und vielfach irrenden Bewußtseins erleben. Ich kann in das Himmelreich kommen, das in mir liegt; das mir bereitet ist von Anbeginn der Welt. Ich kann in den Besitz des Geistes gelangen, der in diesem Reiche schafft und waltet. Er wohnt bereits in mir, ich vermochte es nur noch nicht zu fassen. Jetzt ist mir diese Erkenntnis zuteil geworden.

Dieser Geist wird mich in alle Wahrheit leiten“.

*»Wir reden, was wir wissen,  
und zeugen, was wir gesehen  
haben!«*

*Ev. Joh. 3, 11*

### *Die Zeugen*

Wer den Johannes-Prolog in der neuen Fassung mit innerer Aufgeschlossenheit gelesen hat, wird darin Ideen wahrgenommen haben, denen er vermutlich in Wort und Schrift da und dort schon begegnet ist und die am Ende jetzt, wo er sie wie in einem Brennpunkt gesammelt vorfindet, sein erhöhtes Interesse wachgerufen, ja ihn angeregt haben, ihrer Leuchtspur weiterhin zu folgen. Es mag ihm dann willkommen sein, noch einige Winke zu erhalten, in welcher Art von Schrifttum er sich am besten umtun wird, um auf Worte von schöpferischer Kraft und Eigenart zu stoßen, die sich mit den hier vorgetragenen Ideen inhaltlich nah berühren, ja vielfach Geist von demselben Geiste sind.

Verdeutlichen wir uns das Gesagte als an einem besonders eindrucksvollen Beispiel wiederum an den ersten Worten des Prologs: „Am Anfang war der Gedanke. Alles ist durch ihn geworden und ohne ihn ward auch nicht eines, was es geworden ist“. Damit ist in denkbar einfacher Sprache gesagt, daß sich das *g e s a m t e* Werden in Natur und Geisteswelt aus einem schöpferischen Ur-wort oder -gedanken herleitet. Diese Vorstellung wäre an sich in zahlreichen weltanschau-

lichen Systemen nachzuweisen. Um aber die Gefahr einer Verzettelung zu vermeiden, sei hier der Blick allein auf die bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückreichenden geistesgeschichtlichen Spuren gelenkt und unter den Zeugen, die sich zu jener Auffassung bekannten, in erster Linie *G o e t h e* genannt.

Im Vorhergehenden war bereits die Frage erörtert worden, welches Motiv diesen seherischen Geist bei seinen ausgedehnten wissenschaftlichen Forschungen geleitet haben mochte. Es war, wie wir fanden, das glühende Verlangen, dem Ur-Geheimnis *a l l e s* Werdens und Entstehens nachzuspüren. Daß Goethes Forschen in dieser Richtung sich bewegte, ist aus wiederholt darauf hindeutenden Bemerkungen in seinen morphologischen Schriften zu entnehmen. So gleich aus den Einführungsworten zu seiner Schrift „Bedenken und Ergebung“. Dort heißt es: „Wir können bei Betrachtung des Weltgebäudes in seiner weitesten Ausdehnung, in seiner letzten Teilbarkeit uns der Vorstellung nicht erwehren, daß dem *G a n z e n* *e i n e* Idee zum *G r u n d e* liege, wonach Gott in der Natur, die Natur in Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit schaffen und wirken möge“. Das ist, dem Sinne nach, genau dasselbe, was in den ersten Sätzen des Prologs in der uns jetzt geläufigen Form ausgesprochen ist: „Ohne den Gedanken ist nichts geworden, was es geworden ist“.

Daß den *o r g a n i s c h e n* Gebilden eine einzige, in fortlaufenden Metamorphosen sich abwandelnde Ur-Form zugrunde liege, ist für Goethe selbstverständlich. „Dies also hätten wir gewonnen, ungescheut behaupten zu dürfen: daß alle vollkommenen organischen Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugetiere und an der Spitze der letzteren den Menschen sehen, alle nach *e i n e m* Ur-Bilde geformt seien“. Daß die frühesten Anfangsstadien von Pflanze und

Tier einschließlich des Menschen eine bis auf die Kernzelle reichende Verwandtschaft verraten, konnte dem genialen Forscherblick Goethes unmöglich verborgen bleiben. „So viel können wir sagen, daß die aus einer kaum zu sondernden Verwandtschaft als Pflanzen und Tiere nach und nach hervortretenden Geschöpfe nach zwei entgegengesetzten Seiten sich vervollkommen, so daß die Pflanze zuletzt im Baum dauernd und starr, das Tier im Menschen zur höchsten Beweglichkeit und Freiheit sich verherrlicht“.

Mit der Hinwendung zu Goethe haben wir uns bereits einem von den Größten im Reich des Geistes genähert. Lassen wir uns von ihm alsbald zu dem anderen geleiten, der mit ihm die Grundvoraussetzungen solcher Weltanschauung geteilt hat. Zu Schiller.

In den „Philosophischen Briefen“ Schillers findet sich der Satz: „Das Universum ist ein Gedanke Gottes“. Hier ist also im Wortlaut genau der Wahrheit Ausdruck verliehen, die in unserer Übertragung des Johannes-Prologs lautet: „Am Anfang war der Gedanke“. Woraus dann folgt: alles, was der Welt der Erscheinungen angehört, ist aus diesem Urgedanken der Schöpfung erwachsen. Und von diesen Erscheinungen aus kann umgekehrt rückwärts geschlossen werden auf die Absicht des Schöpfers mit dieser unendlichen Vielfalt von Äußerungen seines Willens. „Die große Zusammensetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jetzt nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die mannigfachen Äußerungen jenes göttlichen Wesens symbolisch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich ist. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil sie mich in den tätigen Zustand ihres Erfinders, ihres Besitzers versetzen; weil sie mir die Gegenwart eines vernünftigen, empfindenden Wesens verraten und

meine Verwandtschaft mit diesem Wesen mich ahnen lassen“. Und wie tief Schiller dieses verwandtschaftliche Verhältnis des Menschen zu Gott verstanden wissen will, das geht aus einer Stelle in den Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ hervor, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt: „Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch unwidersprechlich in seiner Persönlichkeit in sich“ (Brief 11). Damit sind wir am entscheidenden Punkt der Ideenwelt des Prologs gelangt; bei dem Wort: „Und ein Gott — das war der Gedanke (Gottes über den Menschen)“.

Was aber Veranlassung gibt, in dem Komplex von Fragen, die uns hier beschäftigen, Schillers mit besonderer Aufmerksamkeit zu gedenken, sei jetzt noch eigens hervorgehoben.

Wiederholt war im Hauptteil der vorliegenden Schrift die Rede davon, es möge nicht außer acht gelassen werden, daß man es bei dem Menschen in seiner heutigen geistig-seelischen Verfassung mit einer gefallenen Größe zu tun habe. Diese Tatsache könnte so manchem Leser, der sich von den hier vorgetragenen Ideen angezogen fühlt und gleichwohl noch nicht die letzten Folgerungen daraus zu ziehen wagt, zu schaffen machen. Er könnte sich sagen, daß mit dem Zugeständnis des menschlichen Falles der Gedanke der „Gottheit“ als der endgültigen Bestimmung des Menschen ernstlich bedroht, ja daß damit sozusagen dem göttlichen Vorhaben ein Strich durch die Rechnung gemacht würde. Womit also zum mindesten der Grundgedanke des Prologs in seiner neuen Fassung in Frage gestellt wäre.

Diese Besorgnis wird durch Schiller, wenn man sich vorurteilslos seiner Führung überläßt, aufs glücklichste behoben. In seiner Schrift „Etwas über die erste Menschengesellschaft“ findet sich eine Stelle, die um ihrer Wichtigkeit willen hier in verhältnismäßiger Ausführlichkeit zitiert werden muß.

Schiller spricht dort von dem „Ungehorsam des ersten Menschen gegen das göttliche Gebot, vom Baum der Erkenntnis nicht zu essen“, und sieht darin „eine erste Äußerung seiner Selbsttätigkeit, ein erstes Wagestück seiner Vernunft, den ersten Anfang seines moralischen Daseins. Der Volkslehrer hat ganz recht, wenn er diese Begebenheit als einen Fall des ersten Menschen behandelt und, wo es sich tun läßt, nützliche moralische Lehren daraus zieht. Aber der Philosoph hat nicht weniger recht, sie einen Riesenschritt der Menschheit zu nennen; denn der Mensch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebs ein freihandelndes Geschöpf, aus einem Automaten ein sittliches Wesen“.

Es bestätigt sich demnach nur, und zwar durch ein Wort von klassischer Prägung, was ich bei Betrachtung des menschlichen Abfalls vom göttlichen Gebot festgestellt habe: durch den Abfall ist das menschliche Drama zur Tragödie geworden. Aber die Tragik, in die der Mensch durch sein Schuldigwerden verflochten ist, gereicht ihm, aufs Letzte gesehen, nicht zum Verderben, sondern wird ihm zur notwendigen Voraussetzung der Erreichung seines Zieles. Ein Gedanke, der übrigens durch einen Zeugen der jüngsten Vergangenheit auf seine Weise und in seiner Sprache bestätigt wird. Durch Christian Morgenstern, in dessen jetzt im Inselverlag erschienenen Briefen sich eine beachtliche Stelle findet, die nicht nur den menschlichen „Sündenfall“, sondern auch das vom Prolog gesteckte Hochziel des Menschen in dem hier aufgezeigten Sinne verstehen läßt. Sie handelt von „dem durch Zeit- und Weltalter sich hinziehenden Werdegang der Einzelindividualität, der von einem gewissen Moment ab — den die Bibel ‚als Sündenfall‘ bezeichnet — die Freiheit zum Guten wie zum Bösen gegeben und gelassen wird, und die sich nun in immer neuen menschlichen Verkörperungen, mit gro-

ßen dazwischen liegenden Läuterungen, Ruhe- und Arbeitspausen, zum Christus hinauf- oder zum Widerchristus hinunterzuarbeiten Gelegenheit hat“.

Von Schiller führt uns der Weg weiter zu seinem und Goethes Zeitgenossen Herder, der mit seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ als beredter Zeuge für Ausgang und Ziel alles Seins und Werdens im Sinne des neugewonnenen Johannes-Prologs gelten kann. Der Einwand, daß die Darlegungen Herders heute als überholt bezeichnet werden müssen, mag auf Einzelheiten zutreffen; die von hoher Warte aus erfolgte Gesamtschau erleidet dadurch keine Berichtigung, und auf sie kommt es in den hier einschlägigen Fragen an.

Auch nach Herder ist es der Schöpfungsgedanke, in der Sprache des Prologs gesprochen der Logos, der in unzähligen Abwandlungen und Verfeinerungen der Auswirkung auf den Menschen als das Endziel der Schöpfung hindrängt. Ganz im Geiste des Prologs, „alles ist durch den Gedanken hervorgebracht und ohne ihn ist auch nicht eines, was es geworden ist“ geht auch er von der Voraussetzung aus, daß die Natur bei ihrem Schaffen nach einem einheitlichen schöpferischen Prinzip die gesamte Welt der Erscheinungen hervorgebracht habe. Man vergleiche dazu die Worte Herders, die durch zahlreiche ähnliche ergänzt werden könnten: „Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in den Seegeschöpfen, Pflanzen, ja vielleicht gar in den totgenannten Wesen eine und dieselbe Anlage der Organisation, nur unendlich roher und verworrener herrschen möge. Im Blick dieses ewigen Wesens, der alles in einem Zusammenhang sieht, hat vielleicht die Gestalt des Eisteilchens, wie es sich erzeugt, und der Schneeflocke, die sich an ihm bildet, noch immer ein analoges Verhältnis mit der Bildung des

Embryos im Mutterleibe. Wir können also annehmen, daß die Natur bei der unendlichen Varietät, die sie liebet, alle Lebendigen unserer Erde nach einem Hauptplasma der Organisation gebildet zu haben scheint.“

Steht also nach dieser Auffassung im Weltwerden alles mit allem in organischem Zusammenhang, so ergibt sich mit Notwendigkeit, daß in Auswirkung des Schöpfungsgedankens „ein Stufengang sichtbar werde vom Menschen, der zunächst ans Tier grenzt“ und hinaufreicht „bis zum reinsten Genius im Menschenbilde“. Eine Annahme, die dem kindlich-frommen Gemüt von jeher zu schaffen gemacht hat. Es ist aber nicht einzusehen, warum die Vorstellung von der verwandtschaftlichen Beziehung des Menschen zur Tierwelt in ihren höchsten Erscheinungen befremdlicher sein sollte als die mythische Darstellung, wonach Gott den Menschen aus einem Erdenkloß gebildet habe. Der Gedanke verliert zudem alles, was das religiöse Empfinden beunruhigen könnte, wenn man sich das Vorgehen der Natur bei ihrem Schaffen nicht in der primitiven Form des Entwicklungsgesetzes zurechtlegt, wie es von freidenkerischer Seite in Umlauf gesetzt worden ist, aufgrund dessen sich der Mensch dank einer gradweisen Steigerung der im Tier, insonderheit im Affen vorhandenen Kräfte und Fähigkeiten von unten hinaufgebildet, also sozusagen aus eigener Machtvollkommenheit seine höhere Position errungen habe. Die immer neuen schöpferischen Vorgänge, die sich in diesem Werdeprozeß zugetragen haben müssen, dürfen nicht außer acht gelassen werden. Wir können uns von diesen Werdestufen und „Zwischenräumen“, die jeweils angenommen werden müssen, keine andere Vorstellung machen als im Bild und Gleichnis. Und Herder hat dies auf seine Weise getan, wenn er der banalen These von der „Abstammung des Menschen vom Affen“ mit den Worten entgegentritt: „Die

Angrenzung des Menschen an die Affen wünschte ich nie soweit getrieben, daß, indem man eine Leiter der Dinge sucht, man die wirklichen Sprossen und Zwischenräume erkennt, ohne die keine Leiter stattfindet“.

Es ist demnach Behutsamkeit geboten, wenn man die Verwandtschaft von Mensch und Tier nicht zum Gegenstand einer flachen Theorie oder Kurzschluß-philosophie herabwürdigen, sondern der Idee das ihr innewohnende Wahrheitsmoment erhalten wissen will. Daß eine gewisse Verwandtschaft zwischen beiden besteht, ist so unbestreitbar wie die Tatsache, daß die rein kausal-logische Betrachtungsweise dem hier vorliegenden Mysterium unmöglich gerecht werden kann. Die kritische Untersuchung der Deszendenztheorie hat das zur Genüge bewiesen. Vergegenwärtigt man sich, auf alle wirkliche oder vermeintliche Gelehrsamkeit verzichtend, den Sachverhalt an dem bekannten Bild vom Menschen als einem Seil, das zwischen Tier und Gottheit gespannt ist, so steht am Anfang der Tiermensch, am Ende der Gottmensch. Den ersteren kennen wir zum Teil noch aus eigener Erfahrung; den anderen werden wir erleben, wenn die Voraussetzungen dafür erfüllt sind. Wobei aber als zentrale Wahrheit der gesamten Erd- und Weltgeschichte die Tatsache festgehalten werden muß, daß auch der Gottmensch einmal schon in Fleischesbild auf Erden erschienen ist; ein Ereignis von so unerhörter, alles bisher Erlebte überragender Größe, daß es von hier aus nicht wundernimmt, wenn die Aussage vom Gottmenschen auf diesen einen, einzigen beschränkt und im Dogma bis auf den heutigen Tag erhalten blieb.

Diese Begrenzung läßt sich indeß nicht länger mehr aufrecht erhalten, wenn anders hochbedeutsame Stellen des Neuen Testaments nicht ihren Sinn verlieren sollen. Worte wie das von Jesus als dem „Erstgeborenen der ganzen Schöpfung“

(Kol. 1, 15); von dem „Anfang und Erstgeborenen, der in allem an der Spitze stehen sollte“ (Kol. 1, 18); von den Auserlesenen des Menschengeschlechts, „daß sie gleichgestaltet sein sollen dem Bild des Sohnes Gottes, damit er sei der Erstgeborene unter vielen Brüdern“ (Röm. 8, 29); von den im Glauben Stehenden als „Söhnen Gottes und Miterben Jesu Christi“. Der Stellen, die zum Beleg dafür aus den Briefen des Paulus herangezogen werden könnten, wären nicht wenige. Herausgegriffen seien hier nur die wichtigsten: Röm. 8, 16—17 und Gal. 4, 7. Wobei das richtige Verständnis dieser und anderer einschlägiger Worte von Paulus nur gewährleistet ist bei genauester Übersetzung aus dem Urtext, und zwar in einer Gründlichkeit, wie ich sie für meine Übertragung des Johannes-Prologs in Anspruch nehmen darf. Doch das wird eine der vordringlichsten Aufgaben für die kommende Generation bedeuten.

Was die Auserwählten unter den Berufenen unseres Geschlechtes anlangt, so steht nach dem Prolog auch über ihrem Leben das Wort geschrieben „und ein Gott — das war der Gedanke“. Aber es ist als Verheißung für eine ferne Zukunft zu denken. Als ein Traum — der schönste Traum, der je eines Menschen Herz erfüllt hat. In diesem Sinne hat Herder die Idee verstanden, wenn er eines der erhebensten Kapitel seines Werkes mit den Worten schließt: „Schauen wir nun zurück und sehen, wie hinter uns alles aufs Menschengebild zu reifen scheint und sich im Menschen wiederum von dem, was er sein soll und worauf er absichtlich gebildet worden, nur die erste Knospe und Anlage findet, so müßte aller Zusammenhang, alle Absicht der Natur ein Traum sein, oder auch er rückt, auf welchen Gängen und Wegen es nun auch sein möge — auch er rückt weiter“. Immer weiter, bis er im Unendlichen seine Erfüllung findet. —

Fügen wir diesen Worten Herders endlich noch ein weiteres hinzu, das zugleich als Übergang zum Nachfolgenden dienen möge: „Der von Leibniz geprägte Ausdruck, daß die Seele ein Spiegel des Weltalls sei, enthält vielleicht eine tiefere Wahrheit, als die man aus ihm zu entwickeln pflegt, denn auch die Kräfte des Weltalls scheinen in ihr verborgen...“.

Vergegenwärtigt man sich mit vollem Bedacht Inhalt und Tragweite dieses Ausspruchs, so wird es nicht überraschen, wenn hier alsbald eines weiteren Zeugen Erwähnung geschieht, dessen Gedankenbahnen in derselben Richtung verlaufen. Es ist Ernst von Lasaulx, dem Leser bereits bekannt aus der Einleitung zum Prolog. In seiner „Geschichte der Philosophie“ finden sich zum vorliegenden Thema Ausführungen, die als unmittelbare Fortsetzung und Erweiterung der Auslassungen Herders über denselben Gegenstand bezeichnet werden dürfen. „Der Mensch ist das letzte Glied der bisherigen Schöpfung und hat als solches die ganze ihm vorhergehende Schöpfung in sich beschlossen. Der Geist, welcher im Menschen denkend seiner selbst bewußt wird, hat, ehe er hier zu sich selbst gekommen, zuvor alle Stufen des vielgestaltigen Naturlebens durchwandert: er ist im Kristall noch ganz starr; in der Pflanze wärmer, weich, schlafend; im Tier träumend; im Menschen wachend und eine höhere Schönheit noch, als das Licht der Gestirne. Die Menschenseele hat, ehe sie im Menschen Mensch geworden ist, die ganze Natur zur Voraussetzung, steht mit allen Formen und Kräften der Natur in Beziehung; sie ist, wie Pythagoras es ausdrückte, nach dem Schema der Welt gebildet, ein System, welches das Gegenbild ist von dem System des Himmels und der Erde, so daß der Mensch in Wahrheit ein Auszug des Universums, ein Mikrokosmos ist, eine kleine Welt, welche alles das in sich hat, was in der großen Welt ist“.

Damit sind wir wiederum bei der Idee angelangt, auf die der Prolog als auf das Endziel des ganzen Schöpfungsprozesses hinweist; auf die Idee des Menschen als Ebenbild der Gottheit: „Und ein Gott — das war der Gedanke“. Es kann aber nicht oft und nachdrücklich genug hinzugefügt werden: man muß auf Unendlich einstellen, wenn man nicht, verwirrt durch den Blick auf die Gegenwart, im Glauben an dieses Hochziel der Schöpfung wankend werden will. Der Mensch in dem Stadium der Entwicklung, in dem er sich heute befindet, ist noch immer ein schwaches Schattenbild von der Idee des Menschen, wie er von Gott gedacht ist. Um mich nicht in eigenen früheren Ausführungen zu wiederholen, erteile ich an dieser Stelle das Wort einem neuzeitlichen Denker und Forscher, Lecomte de Noüy. Es war mir eine frohe Überraschung, die Grundgedanken meiner Arbeit am Prolog in seinem Buch „Die Bestimmung des Menschen“ weitgehend bestätigt zu finden. Als Belege zu dem soeben berührten Thema seien ihm die nachfolgenden Stellen entnommen. „Der Mensch und sein heutiges Gehirn stellen nicht das Ende der Entfaltung dar, sondern nur eine Zwischenstufe zwischen der Vergangenheit, welche schwer belastet ist mit der Erinnerung an das Tier, und der Zukunft, welche reich ist an hoher Verheißung“.

Und als Ergänzung dazu mache man sich Worte wie diese zu eigen, aber auch wirklich zu eigen: „Wir stehen im Anbruch einer neuen Phase der Entfaltung. Die heftigen Wirbel, welche dieser Wechsel in der Ordnung der Dinge hervorruft, verbergen diese Tatsachen noch vor den Augen der meisten. Der Übergang vom tierischen Vorfahr, der noch in uns murrst, zum Menschen ist noch zu neu, als daß wir die daraus entstehenden Konflikte verstehen könnten“.

Möchten diese Worte als Wohltat empfunden werden von so vielen, die unter der Gegenwart seelisch schwer leiden. Die

Zeit, in der wir stehen, stellt ein Übergangsstadium dar, wie es die historische Menschheit in dieser tumultuarischen Form noch kaum je erlebt hat. Eine ganze alte Welt ist im Untergang begriffen; es ist unzureichend, den Begriff des Untergangs auf das Abendland beschränken zu wollen. Aber diese unzweifelhaft zutreffende Betrachtung der Gesamtlage der Menschheit ist nur die eine Seite der Wahrheit. Mitten im Untergang vollzieht sich, vorerst nur wenigen ersichtlich, der Eintritt in eine neue Phase der Entfaltung des Menschentums.

„Es ist ja noch nicht erschienen, was wir sein werden“ (1. Joh. 3, 2), dieses seherische Wort des Neuen Testaments darf nicht aus den Augen verloren werden. Für uns ist das Ziel der Vollkommenheit noch immer ein fernes, nur dem Glauben erreichbares Zukunftsbild. Aber die Idee steht unverrückbar fest. „Wir wollen doch nie vergessen, daß der vollkommene Mensch kein Mythos ist, sondern in Jesus als Person existiert hat“.

Damit gewinnt in dem auf der Weltenbühne sich abspielenden Drama die Gestalt Jesu Christi völlig neuen Charakter. Für das aus dem Dunkeln ins Helle strebende Geschlecht ist diese Schau die unverzichtbare Voraussetzung, um der Schwere des geistig-seelischen Durchbruchs, der ihm vom Schicksal als Aufgabe zugemessen ist, gewachsen zu sein. Alle Beteuerungen von der Einzigartigkeit, Göttlichkeit, ja Gottheit Jesu Christi werden gerade bei den ehrlichsten unter diesen Wahrheitssuchern auf die Dauer nicht mehr hinreichen, wenn sein Bild nicht in einem neuen Licht gesehen wird: als Enthüllung des Tiefsten, was im Menschen ist. Als die sinnfällige Erscheinung des Gedankens, der am Anfang war. Und siehe da, in ihm bestätigt sich in überwältigender Größe das Wort des Prologs: „und ein Gott — das war der Gedanke“.

Die Wahrheitsfülle dieses Wortes hat uns unter den nam-

haften Denkern der jüngsten Vergangenheit kaum einer so nahe zu bringen und faßlich zu machen gewußt, wie der im Jahre 1948 verstorbene Nikolai Berdiajew. Sein Schaffen ist ein beredtes Beispiel für ein denkwürdiges Wort Nietzsches, in dem er seiner Verwunderung darüber Ausdruck gibt, wie wenige wohl eine Vorstellung davon haben, was es heißt, „an einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule arbeiten“. Mit solcher Behutsamkeit hat Berdiajew gearbeitet und dabei sind ihm meisterhafte Prägungen gelungen. So wenn er feststellt, daß „nicht nur Gott, sondern auch der Mensch ein Mysterium“ ist und daß, wo das menschliche Mysterium seine volle, gleichfalls ins Unendliche reichende Tiefe offenbart, die vollkommene Einheit von Gott und Mensch Ereignis geworden ist. **D a n n i s t G o t t M e n s c h u n d e r M e n s c h m i t G o t t e i n - u n d - d a s - s e l b e .**

Die Frage ist nur, ob damit, daß diese Einheit von Mensch und Gott in Jesus erreicht war, uns gewöhnlichen Sterblichen irgendwie gedient sein kann? Diese Frage hat ihre Berechtigung und sie wäre in der Tat zu verneinen, wenn dadurch ein-für-allemale die unüberschreitbare Grenze zwischen Jesus und uns gezogen wäre. Und hier muß nun allerdings in rückhaltloser Deutlichkeit eine Wahrheit herausgestellt werden, die so manchem, der bis hieher willig gefolgt ist, ein schweres Atemholen verursachen wird. Doch es bleibt keine Wahl! Wer entschlossen ist, den entscheidenden Schritt nach vorwärts zu tun, muß sich zu der Einsicht durchringen, daß in dem Menschensohn — Gottessohn Jesus das Ur-Bild des Menschen als überwältigende Verheißung für die Zukunft erschienen ist und daß in dieses selbe Bild **a l l e** hinein-verwandelt werden sollen, die Geist von seinem Geist geworden sind.

Hören wir darüber Berdiajew. „Des Schöpfers Idee vom Menschen ist schwindelerregend erhaben und wunderbar. Der

Gott-Mensch ist eine Offenbarung nicht nur der göttlichen, sondern auch der menschlichen Majestät und setzt Glauben nicht nur an Gott, sondern auch an den Menschen voraus“. Und weiter: „Die menschliche Natur ist in ihrem Urgrunde durch den absoluten Menschen Christus bereits zur Natur des neuen Adam geworden und hat sich mit der göttlichen Natur wieder vereinigt. Sie darf sich nun nicht mehr losgelöst und vereinsamt fühlen“. Und abermals Berdiajew: „Erst die durch Christus zustande gekommene Gottes-Sohnschaft des Menschen, die Wiederherstellung der menschlichen Natur durch Christus, die durch den Sündenfall und durch den Abfall Schaden genommen hatte, offenbart das Mysterium vom Menschen und von seiner Erstgeburt, das Mysterium des menschlichen Antlitzes. Christus stellt den verlorengegangenen Stammbaum des Menschen, sein Anrecht auf göttlichen Ursprung und auf göttliche Bestimmung wieder her. Der absolute Mensch bewahrt in Gott des Menschen Ebenbild in der Gestalt, wie er von dem Gott-Schöpfer erschaffen wurde“.

Man sieht, wir befinden uns hier auf Schritt und Tritt in den Gedankenbahnen des Prologs, sowohl im Blick auf den Menschen und seine Bestimmung, wie auf den Führer zum Ziel, der „den Weg voranging“ (Joh. 1, 18).

Eines ist jetzt schon gewiß: daß wir lernen müssen, nicht nur den Prolog, sondern das gesamte Neue Testament mit anderen Augen als bisher zu lesen, wenn wir heranreifen wollen zum Erfassen des unermeßlichen Erbes, das uns in diesem Testament, zu deutsch Vermächtnis zgedacht ist. Was wir bis jetzt daraus entnommen hatten, war noch immer der Buchstabe und nicht der Geist dessen, was geschrieben steht. Wir müssen versuchen, die letzten, zartesten Schwingungen der Worte zu erhaschen, um dadurch zu einem vertieften Verständnis ihres Sinnes zu gelangen. Und hier möchte ich wiederum Berdiajew

für den Berufenen halten, der uns dazu hilfreiche Dienste leisten kann, weil er die Weltenkatastrophe bis zu ihrem vorläufigen Höhepunkt mitgemacht und in sich verarbeitet hat.

Das grundlegend Neue seiner Betrachtungsweise betrifft vor allem den Menschen; seine Stellung im Universum. „Die Erkenntnis des Menschen beruht auf der Voraussetzung, daß der Mensch seiner Natur nach kosmisch, daß er das Zentrum des Seins ist“. Das ist so ungefähr das äußerste Gegenteil von dem Phrasenschwall gewisser Popularphilosophen unseligen Andenkens, die den Menschen zur Eintagsfliege, zu einem armseligen Stäubchen im Weltall herabgedrückt und den Gedanken, daß dieses Atom unter Atomen der Liebe oder auch nur der Beachtung eines Gottes wert sein könnte, der Lächerlichkeit preisgegeben hatten. Demgegenüber Berdiajew: „Der Mensch ist ein kleines All, ist Mikrokosmos, das ist die grundlegende Wahrheit der Erkenntnis des Menschen“. Wer es nicht wagt, mit diesem Gedanken ernst zu machen, wird den Sinn dessen, was Gott mit dem Menschen vorhat, nie begreifen. —

Was dem Menschen seine einzigartige Stellung im Weltall verleiht, ist nach Berdiajew seine Anlage zum Schöpferischen, geboren aus der ihm von Gott zugebilligten Freiheit. Damit ist das Problem an der Wurzel gefaßt. Das Tier kann sich nicht frei entscheiden; der Mensch kann es. „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet“. Aus dieser Freiheit stammt seine schöpferische Kraft. „Der Schöpfer hat den Menschen zur Genialität bestimmt. Genialität ist positive Erschließung des Ebenbildes Gottes im Menschen“. Diese schöpferische Kraft kann im einfachsten Menschen schlummern. Sie ist, der Anlage nach, klein wie ein Senfkorn. Aber sie kann wachsen — ins Unermeßliche. Sie kann sich steigern bis zur Mitwirkung des Menschen am Werk

der Schöpfung. Der Mensch soll „Mitarbeiter Gottes“ werden (1. Cor. 3, 9). Wir müssen ausholen zu dem in der Tat „schwindelerregenden“ Gedanken: der Mensch — ein Gott, dem Gott Anteil an seinem Schaffen gewährt. Man höre Berdiajew: „Der ganze Sinn unserer Epoche besteht darin, daß sie den Übergang zur Offenbarung des Menschen bildet; doch ist es ein Übergang in Qualen, in einem zeitweiligen Erschüttersein des menschlichen Bildes“. Die Kraft des Schöpferischen muß vom Menschen unter Schmerzen errungen sein. Der Kampf verlangt ein unerhörtes Aufgebot an gutem Willen. An Entsagung. Es ist ein Wagnis von der kühnsten Sorte. „Die Tugend der nicht ungefährdeten Lage, die Tugend des Wagnisses sind die grundlegenden Tugenden der schöpferischen Epoche. Nur die opferbereite Entschlossenheit, sich in eine gefährliche und gewagte Lage zu begeben, von den alten und festen Ufern einem unbekanntem und noch nicht entdeckten Lande zuzuschwimmen, von dem sich keine hilfreiche Hand entgegenstreckt, nur diese furchtbare Freiheit macht den Menschen würdig, den absoluten Menschen zu erschauen, in dem das schöpferische Mysterium des Menschen endgültig erschlossen wird“. Aber dieser Kampf verheißt dann auch einen Sieg, dessen Größe nicht auszudenken ist. „Gott erwartet vom Menschen unendlich viel mehr, als die gewöhnlichen Doktrinen über die Erlösung und die Erfüllung des göttlichen Willens lehren. Der Mensch ist zu schöpferischem Werk in der Welt berufen, zum Mitwirken am Werk Gottes, am Werk der Schöpfung und der Weltordnung“.

Diese Schau des Menschen und seiner letzten Bestimmung war bisher unmöglich. „Die überlieferte christliche Lehre vom Menschen, besessen wie sie war vom Bewußtsein der Sünde, hat die schöpferische Natur des Menschen nicht entdeckt“. Man muß einsehen: „Das Christentum befindet sich in einem

Übergangszustand und hat die frühere Strenge und Geschlossenheit seines Stils verloren. Dem neuen Stadium im Schicksal des Menschen und der menschlichen Gesellschaft muß auch der neue Stil des Christentums entsprechen. Man darf den vergänglichen, historisch-psychologischen Stil des Christentums nicht verabsolutieren, man darf ihn nicht für ewig halten“.

Hier wird es nicht mehr als recht und billig sein, den Vertreter der Tradition zu Wort kommen zu lassen. Er wird sich vermutlich kurz fassen, unter Umständen großzügig genug sein, die gegen das herkömmliche Christentum als Gesamterscheinung erhobenen Einwände mit Gelassenheit hinzunehmen. Nur in einem Fall wird sich sein Widerspruch zum Protest steigern: wenn er sich vergegenwärtigt, welche Rolle im göttlichen Weltenplan Berdiajew dem gesunkenen Menschen nach wie vor zuweist.

Und das vorliegende Problem wird allen Ernstes gewaltig für den, der seine Werke mit pochendem Herzen gelesen hat und sieht, daß er gar nicht daran denkt, die Tatsache des menschlichen Sturzes zu leugnen oder zu bemänteln. Er kennt den Menschen mit allen schleichenden Mängeln, die ihm anhaften. Er ist weit davon entfernt, die „Sünde, Sünde, Sünde“, unter der ein Martin Luther im Kloster bis zum Zerbrechen gelitten hat, zur bloßen Einbildung zu stempeln. Und dennoch stellt er dem Menschen eine Prognose für die Zukunft, wie sie hoffnungsvoller nicht zu denken ist.

Doch hier, ja eben hier zeigt sich, ob einer bereits die ersten Spuren organischen, schöpferischen Denkens erkennen läßt. Berdiajew stellt diese Prognose ja bei näherem Zusehen nicht dem gefallen Menschen als solchem, sondern dem andern in ihm, der sich bei seinem Namen gerufen weiß; der sich, allen Bedenken zum Trotz, durchgerungen hat zum Glauben an den Gedanken (Joh. 1, 1), der als das große D e n n o c h

über seinem Leben steht; zum Glauben an die Sohnschaft. Die Verheißung gilt dem wagemutigen Menschen, der als Ritter zwischen Tod und Teufel auf die feste Burg zureitet.

Das verlangt eine grundsätzliche Erklärung.

Was ist der Mensch? Wie ist er einzuschätzen? Diese Frage findet je nach dem religiösen und weltanschaulichen Standpunkt des Prüfenden sehr verschiedenartige Beantwortung. An ihr scheiden sich die Geister. Die einen berufen sich auf Schillers Wort: „Mensch! Herrliche, hohe Erscheinung! Schönster von allen Gedanken des Schöpfers“. Und sie kämen mit diesem Bekenntnis der Wahrheit nahe, wenn sie es auch wirklich im Sinne Schillers verstünden und die Verehrung des Menschenbildes nicht zum wahren Kult steigerten, in dessen Mittelpunkt zuletzt ein Idol vom Menschen zu stehen kommt. Damit verkehrt sich die Wahrheit ins Grotteske. Wird dabei doch nur gar zu leicht übersehen, daß dieses leuchtende Bild des Menschen sich abhebt von einem finstern Untergrund, man heiße ihn, wie man wolle, der zu jener strahlenden Helle in bedenklichem Kontrast steht. Man muß es wohl oder übel zugeben: der Mensch, wie er nun einmal ist, deckt sich nicht mit dem Idealbild, das man sich in schöngeistigen Kreisen so gern von ihm macht. Sein Antlitz trägt nicht nur göttliche, sondern auch dämonische Züge. Er stammt aus uraltem göttlichem Adel — und hat seine Herkunft verleugnet. Zwischen dem Wunschbild des Menschen und der Wirklichkeit klafft ein tiefer Riß. —

Die andere Art der Betrachtung verfällt in den entgegengesetzten Fehler, daß sie im Menschen einzig und allein den todeswürdigen Verbrecher sieht, der für immer und ewig verloren wäre, wenn sich der mißratenen Kreatur nicht der Herr Zebaoth erbarmte und Gnade für Recht ergehen ließe. Man n e n n t das jedenfalls Gnade und sagt sich nicht, welch zweifel-

hafte, den letzten Rest von Selbstachtung im Menschen vernichtende „Wohltat“ dem armen Sünder damit angetan wird. Was Gnade im beglückenden Sinn des Wortes heißt, wie sie dem Prolog zu verdanken wäre, weiß er nicht, weil er diesen Quell lebendigen Wassers noch nicht zu schmecken bekommen hat.

Die Wahrheit liegt genau in der Mitte. Wer nicht beides zusammenzuschauen und mit dem Dichter zu sprechen vermag: „Höhen der Himmel und Tiefen des Falles birgt das Getümmel menschlicher Brust“, dem fehlt die wichtigste Voraussetzung zur Lösung, ja auch nur zum Verständnis der hier vorliegenden Frage. Der Mensch in seiner heutigen Verfassung ist eine gefallene Größe, darüber kann keine noch so geschickte Retouche des Menschenbildes hinwegtäuschen. Diese Wahrheit ist so wenig zu entkräften wie die Gegenwahrheit. Die Botschaft von der ewigen Bestimmung des Menschen, wie sie der Prolog mit allen nur verfügbaren Lauten menschlicher und göttlicher Sprache verkündet, erleidet dadurch keine Aufhebung. Auch der gefallene Mensch verliert nicht die Anwartschaft auf das große Endziel, sofern er nur „glaubt an den Namen des Sohnes“. Wie doch dieses Wort an Größe und Kraft gewinnt, wenn es, aus der Starre des Buchstabens befreit, sein Geheimnis verrät: daß dieser Sohnesname mit all seinen Rechten und Zusicherungen eben nicht auf den einen, auf Jesus beschränkt bleiben, sondern einem jeden zugesichert sein soll, der aus tiefstem Herzen an die auch ihm verheißene Sohnschaft glaubt. Er selbst, der große Bruder, hat ihm dazu Mut gemacht, das Beispiel gegeben, indem er den Weg voranging. Der Gedanke, der am Anfang war, steht auch über dem schuldig gewordenen-glaubenden Menschen. Er steht über ihm still wie der Stern über dem Stall zu Bethlehem. Wie sagt Luther: „Gott ist den Sündern nicht feind, sondern nur

den Ungläubigen“. Wie sagt das Lied: „Gott und der Sünder, die sollen zu Freunden nun werden“. Was ist die Erlösung, wenn die Verzweiflung über den Menschen Herr werden will: „Sündige tapfer zu und glaube noch tapferer!“ Hilf Himmel, daß die Christenheit endlich nach zweitausend Jahren erkennt, was das Kernstück des Christentums ist. Die wahre Gnade anstelle der Scheingnade! Sünde, und wäre sie blutrot, kann vergeben werden; wird von Gott zu unzähligenmalen vergeben. Sündlosigkeit ist gar nicht, was Gott erwartet. Er weiß zu gut, daß der Mensch der Sünde nicht entgehen kann; daß er schuldig werden muß, wenn anders er zur Freiheit gelangen soll. Was er brauchen kann, ist der „fromme Sünder“, nicht der „heilige Lästerer“ (Luther). Was er erwartet, ist allein: des Menschen Glaube an die Sohnschaft.

Und wie das Bild des Menschen, so ist auch die Vorstellung von Jesus Christus zwierteilt.

Die eine verrät, nur schlecht verhüllt, die Kennzeichen des seichten liberalistischen Weltbilds. Man läßt in Jesus den großen Menschen, das moralische Vorbild gelten und ist im besten Falle großmütig genug, ihm die Rolle des erhabensten unter den bisherigen Lehrern der Menschheit zuzugestehen. Man beruft sich dabei gern auf die Vertreter der deutschen Aufklärung, womöglich auf Goethe, „spottet seiner selbst und weiß nicht wie“. — Das ist das Jesusbild des humanitären Philistertums, das sich auf seine Freiheit von Dogma und Aberglauben nicht wenig zugute tut. Es ist heute in neuer Auflage erschienen und verfehlt nicht seines Eindrucks auf die gebildete Halbwelt. Damit wird der Gestalt Christi die göttliche Hoheit geraubt.

Man gebe sich aber keiner Täuschung darüber hin: um seine wahre Größe wird Jesus auch da gebracht, wo die Gottheit

Jesu Christi auf Kosten seiner Menschheit verherrlicht und dadurch dem Geheimnis seiner helfenden Kraft der Nährboden entzogen wird. Das Menschentum Jesu nicht zu seinem vollen Recht kommen lassen heißt nichts anderes, als die Voraussetzung seiner Gottheit untergraben, denn, wie schon an anderer Stelle hervorgehoben wurde: wo die menschliche Natur in Vollendung erscheint, da ist sie gleichbedeutend mit der göttlichen Natur. Da ist dann Gott und Mensch e i n e s. Und so trifft es auf Jesus Christus zu. Er ist Gott, weil vollkommener Mensch, oder, was dasselbe ist: Jesus ist der vollkommene Mensch und d a r u m Gott. Das ist wohl auch der tiefe Sinn von Martin Luthers Wort: „Willst du die Gottheit schmecken, und sie will geschmecket sein, so mußt du sie in der Menschheit Jesu sehen“.

Als einziger Ausweg bleibt also dieser: ein gründliches Um-denken in Bezug auf den Menschen wie auf Jesus Christus tut not, wenn der Prolog des Johannes-Evangeliums in seiner vollen Tiefe erfaßt werden soll. —

Jetzt nur noch ein Wort aus Zeugenmund, das Anspruch auf Gehör erheischt. Es dürfte insonderheit diejenigen unter den Lesern angehen, die immer noch in Besorgnis darum sind, ob der hier vorgetragene Gedanke der Sohnschaft in seiner Verallgemeinerung auch wirklich dem Geist der Verkündigung des Neuen Testaments entspricht. Um diesen besorgten Gemütern die letzten Zweifel des Gewissens zu beheben, sei hier der Zeuge aus der Vergangenheit aufgeboten, der in den Geist der Botschaft Jesu am tiefsten eingedrungen ist; der die Verheißung der Sohnschaft an alle, die durch Christus zum Glauben an den Vater-Gott gelangt sind, wie kein anderer erfaßt und herausgestellt hat. Gipfelt doch in dieser Zusicherung geradezu die Verkündigung des P a u l u s. Seine Briefe sind, auf ihren Grundgehalt geprüft, eine einzige Beschwö-

rung seiner Freunde, dem knechtischen Geist der gesetzlichen Auffassung des Evangeliums den Abschied für immer zu geben und sich durchzuringen zur herrlichen Freiheit der mündig gewordenen Söhne.

Wer noch einer Bestätigung bedarf, daß der Geist des Apostels der Freiheit, Paulus, „Zeugnis gibt unserem Geist“, der lese in g e n a u e r Ü b e r t r a g u n g aus dem Urtext Brief an die Römer 8, 14—15: „Alle, die sich vom Geist Gottes treiben lassen, sind S ö h n e G o t t e s. Habt ihr doch nicht einen Geist der Knechtschaft empfangen, daß ihr euch wieder fürchten müßtet. Nein, ihr habt einen Geist der S o h n s c h a f t empfangen, in dem wir Gott als V a t e r anrufen“. Und zum andern Gal. 4, 4—6: „Als aber die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe, dem Gesetz untertan, damit er die dem Gesetz Unterworfenen davon befreie, auf daß wir die S o h n s c h a f t empfangen. Nachdem ihr nun S ö h n e s e i d, hat Gott den Geist seines Sohnes in unsere Herzen gegeben“.

Soweit die Sprache der Zeugen. Sie konnte an Beispielen aus Vergangenheit und Gegenwart dartun, wie das Leitmotiv des Johannes-Prologs, der Schöpfungsgedanke als Ur-grund alles Seins und Werdens von hervorragenden Forschern in Natur- und Geisteswelt immer wieder aufgegriffen und ins gehörige Licht gerückt worden ist.

Verbleibt zum Ende nur noch eine Rückschau auf den Ausgangspunkt unserer Betrachtung. Damit taucht die Verdeutschung des Prologs, wie sie zu Beginn des Ganzen gegeben war, nocheinmal vor uns auf. Mit all ihren sprachlichen Härten und Unzulänglichkeiten, daraus braucht kein Hehl gemacht zu werden.

Aber man vergesse doch nicht, welchem Zweck sie zu dienen hatte. Um dem Kenner der griechischen Sprache keinen Anlaß zu Kritik zu geben, mußte fürs erste eine wortgetreue Übertragung des Urtextes in die deutsche Sprache vorgelegt werden. Das war eine Aufgabe rein philologischer Art und unerläßlich, auch wenn darüber der musische Charakter des Prologs in den Hintergrund trat.

Das Verlangen, daß auch diesem Teil der zu lösenden Aufgabe Genüge geschehe, hat indessen seine volle Berechtigung. Und darum sei zum Schluß eine abermalige Verdeutschung des Urtextes vorgenommen, die hinreichen dürfte, um einen Eindruck von der Tiefe und Reichweite des Prologs in seiner neuen Sicht zu vermitteln. Nur muß mir dabei die Freiheit zugestanden werden, jetzt nicht mehr den Buchstaben, sondern den Geist des Ganzen zu Wort kommen zu lassen, wo es zur Erleichterung des Verständnisses beiträgt.

Läßt man eine solche sinngemäße Übertragung des Urtextes gelten, dann vernehmen wir den Inhalt des Prologes zum Johannes-Evangelium in folgender Sprache:

„Am Anfang war der Schöpfungsgedanke. Und der Gedanke schwebte Gott vor. Und der Mensch als Gottes Ebenbild: das war der Gedanke. So schwebte er von Anfang an Gott vor. Alles entstand durch den Gedanken, ja ohne sein Zutun ward auch nicht eines, was es geworden ist. Der Schöpfungsgedanke ist der Inbegriff von Leben und das Leben war und ist das Licht der Menschen. Und das Licht leuchtet in der Finsternis, aber die Finsternis vermochte es nicht zu fassen.

Es kam ein Mensch, ein Abgesandter Gottes, mit Namen Johannes. Dieser kam als Zeuge. Er sollte zeugen von dem Licht, auf daß dadurch alle des göttlichen Ge-

dankens gewiß werden. Er selbst war nicht das Licht, er sollte nur Kunde davon bringen. Das vollkommene Licht, das jeden Menschen erleuchtet, kam nämlich gerade in die Welt.

Der Gedanke war zwar von jeher in der Welt, ist doch die ganze Welt durch ihn ins Dasein getreten, die Welt begriff ihn nur nicht. Er hielt Einkehr bei der „kleinsten Schar“, aber selbst die ihm noch am nächsten kamen, setzten ihn nicht in die Tat um. Und doch hätte er denen, die für ihn empfänglich waren, durch die Kraft des Glaubens an seinen Inhalt es ermöglicht, göttliche Wesen zu werden, die als solche nicht der Welle des Blutes, nicht fleischlichem Begehren und sinnlichem Verlangen, sondern Gott selbst ihr Dasein zu verdanken hatten.

Da geschah es, daß der Gedanke Fleisch und Blut annahm und weilte unter uns. Und wir schauten den ganzen ihm innewohnenden Reichtum. Einen Reichtum, wie ihn ein einziger Sohn von seinem Vater erbt. Damit erschloß sich uns die Fülle wahrer Gnade. Johannes zeugt von ihm mit vernehmlicher Stimme: „Dieser war es, von dem ich sagte: der nach mir kommt, war längst vor mir; war er doch als Träger des Gedankens eher als ich“.

Wahrlich, die Erfüllung des Gedankens in Jesus war für uns alle ein einziges Beschenktwerden mit wirklicher Gnade anstelle von vorgeblicher Gnade. Denn das von Moses gegebene G e s e t z war nichts als Forderung. Die w a h r e Gnade ist durch Jesus Christus Wirklichkeit geworden.

„Gott“ in Menschengestalt hat zuvor niemand mit Augen geschaut. Der einzige Sohn, der in das Innerste des Vaters eingedrungen ist, — er ging den Weg voran“.

### *Inhaltsverzeichnis*

<b>Einführung</b> . . . . .	<b>5</b>
<b>Der griechische Urtext</b> . . . . .	<b>12</b>
<b>Die deutsche Übertragung</b> . . . . .	<b>13</b>
<b>Der Sinn des Prologs</b> . . . . .	<b>15</b>
<b>Das Sendschreiben</b> . . . . .	<b>84</b>
<b>Die Zeugen</b> . . . . .	<b>98</b>

Zu den religiösen Fragen der Zeit nimmt Stellung:

Eugen Jäckh

**Daß der Mensch zum Menschen werde**

Vom Ziel Gottes in der Geschichte

264 Seiten. Leinen DM 9.80.

Eugen Jäckh spricht in diesem Buche zu all den Unzähligen, die sich heute noch Christen nennen, denen aber der Raum der Kirche zu eng geworden ist und die das von Dogmen und Kulte verschüttete Wort Gottes nicht mehr verstehen können.

Warum gleicht unsere Zeit einem brodelnden Brei? Warum herrscht Verwirrung auf Erden? Warum zerstört der Haß alles Leben? Warum verstehen die Menschen und Völker einander nicht mehr trotz aller Fortschritte in den Wissenschaften?

Zu diesen uns täglich bewegenden Fragen gibt Eugen Jäckh eine weg- und zielweisende Antwort, und da er es frei und unbeschwert von allem Dogmatischen und aller Intoleranz tut, spricht er Christen und Nichtchristen zugleich an. Dabei führt uns der Verfasser durch die verschiedensten Bereiche der Kunst und Literatur. Aus der Kirchengeschichte kennt er Einzelheiten, die nur wenigen geläufig sind und er weiß auch manches über Fehler und Irrwege der Kirchen zu sagen.

„Dieses Buch redet jeden an, der nach dem Sinn seines Menschseins fragt, dabei ist seine Sprache von größter Lebendigkeit und Einfachheit.“

(Evang. Preßverband, Wien)

„Allen, die sich für religiöse Fragen interessieren, kann dieses Buch Wesentliches sagen und sollte gerade deswegen nicht überhört werden!“

(Volksbüchereistelle Salzburg)

**Silberburg-Verlag Werner Jäckh, Stuttgart**

Belastungsprobe ausgesetzt ist. Unzählige verstehen den Sinn des heutigen Geschehens nicht mehr; die Ehrfurcht vor göttlichen Erkenntnissen ist ihnen abhanden gekommen.

Die Erforschung des Johannes-Prologs wird deshalb dem Verlangen vieler suchender Menschen entgegenkommen, zumal es dem Verfasser hier gelungen ist, in knappster Form und allgemein-verständlicher Darstellung eine Lebensfrage erster Ordnung zu lösen, die ihm selbst *das* Anliegen seines Lebens geworden ist. Gleichzeitig öffnet die völlig neue Übertragung der alten Texte dem Leser den Zugang zu einer Welt, in der sich ihm bisher Rätsel auf Rätsel türmten.